2

Fragmente
über
Friedrich den Grossen
zur
Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Academien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Coppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Zweiter Band.

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1790.

Inhalt des zweiten Bandes.

14. Cap.
Ueber einen Hauptgrundsatz bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung, und einige sonderbare Behauptungen der Tadler dieses grossen Königs . . Seite 1.

15. Cap.
Ueber Friedrichs Fabriken und Monopolien . . 18.

16. Cap.
Ueber die französische Verwaltung seiner Accisen und Zölle, oder die sogenannte Regie 35.

17. Cap.
Ueber seine ostindische Compagnie, und seine Seehandlungs Societät . 51.

18. Cap.
Ueber seinen Schatz . 55.

19. Cap.
Ueber das Münzwesen im siebenjährigen Kriege . . . 64.

20. Cap.
Ueber seine Gesinnungen für den Adel. Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ueber

den Schutz den er dem geringen Manne gegen den Stärkern gab = Seite 74.

21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich seinen Ministern ablegte, und die Jahrrechnung die Er mit sich selbst hielt = 97.

22. Cap.

Ueber seine Cabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen = . 104.

23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der Menschen, und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Officiere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten, und zu beherrschen 115.

24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten widersprechen konnte = 136.

25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen 140.

26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang groß und gut zu handeln, und dann doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht = 181.

Frag=

Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

14. Cap.

Ueber einen Hauptgrundsatz bey Friedrichs innerer Staatsverwaltung, und einige sonderbare Behauptungen der Tadler dieses grossen Königs.

Ein König muß handeln als wenn er niemals stürbe — sagte König Friedrich der Grosse im Monat Julius 1764, am Ende folgender Unterredung mit seinem Minister dem Freyherrn von der Horst, damaligem President der Churmärkischen Kriegs und Domainenkammer.

König. Sie haben den Oderbruch bereiset, Herr Kammerpresident, und mit ihrem Berichte bin ich sehr zufrieden. Es ist mir besonders lieb, daß sich ein Mittel gefunden hat, das Wasser jenseits des Dammes abzuführen; ich danke ihnen für die Idee des Zuggrabens. Wie heisst der Mann von der Kammer, der, nebst Petri, dieser Arbeit vorsteht? Er scheint geschickt in seinem Fache.

Horst. Er heisst von Harlem; und ist so wohl geschickt, als ausserordentlich arbeitsam.

König. Nun, Herr Kammerpräsident, müssen wir mit der Hauptarbeit am Oderbruche in diesem Jahre fertig seyn. Die einzige grosse Arbeit die wir noch haben, ist die Coupirung eines alten Durchbruches unterhalb Freyenwalde; der Ort heisst das Wolfsloch. Dann sind wir in der Lieperschleusse; ist es nicht wahr?

Horst. Ja.

König. Nun sehen sie! Vor allen Dingen müssen wir daran denken, daß wir da noch mehr Colonisten etabliren. Das Dorf Schöneberg ist endlich wieder erbaut. Die vierhundert Häuser bey Lebus werden auch zu stehen kommen. Aber alles dieses ist nicht genug, und wir müssen weiter.

Horst. Hierzu ist möglichst vorgearbeitet. Euer Majestät haben gutgefunden die Colonisten auf Domainengründe zu setzen, so können sie leben, und so bleibt kein Zweifel, daß man noch viele Colonisten wird unterbringen können; und dieß

ohne

ohne Abfall für die Domainen, auch für künftige Zeiten, wenn man von ihnen den jährlichen Zins in Getreide fodert, und nicht in Gelde.

König. Das ist recht sehr gut! Aber wie viele Vorwerker in der Churmark können sie wohl hierzu gebrauchen?

Horst. Wenigstens dreissig; und unter diesen ganze Aemter, wie Wandelitz und Wehlesanz; in der Folge werden sich auch immer noch mehrere finden.

König. Vortreflich! Aber nun müssen wir weiter. Etabliren wir in diesem Jahre vierhundert Familien, so etabliren wir aufs zweite Jahr sechshundert, aufs dritte achthundert, aufs vierte vielleicht zwölfhundert; so immer weiter und mehr; nach zwanzig Jahren macht das eine schöne Zahl! — Na, Herr President? ich lese in ihren Augen daß sie glauben: ich hoffe vielleicht gar bis zum Ende des Jahrhunderts zu leben! — Nicht zwey Jahre hoffe ich noch zu leben: aber in meiner Lage muß man handeln als wenn man niemals stürbe (*)!

(*) Die eigentlichen Worte des Königs lauteten so: Cela est excellent, et maintenant il faut tacher d'aller en avant. Si cette année nous etablissons quatre cent familles, il faut la suivante aller à six cent, en suite à huit cent, à la quatriéme à douze cent peutêtre, et ainsi en augmentant toujours; aprés vingt ans cela faira un beau nombre! — 'Or que me regardés vous, Monsieur le Prési-

In diesem erhabenen Worte lag ein Hauptgrundsatz von Friedrichs innerer Staatsverwaltung. Rasch und weit aussehend waren alle seine Bemühungen für die Aufnahme seiner Länder. Bey ihrer grossen Mannigfaltigkeit waren sie auch so fruchtbar, daß man nicht ohne die äusserste Erstaunung liest: „Ungeachtet der vielen Millionen „die Friedrich denen durch Krieg, Ueberschwem„mung, Mißwachs, und auf andere Weise sehr „beschädigten Kreisen einiger Provinzen zu ihrer „Wiederherstellung zugewendet hat, sind dennoch „die Landleüte der meisten Provinzen je länger je „mehr verarmt; und dazu haben die Verpflegung „der Pferde der Reüterey in den Sommermonaten, „die Kriegsfuhren, und die geringe Bezahlung des „nach und nach sehr vermehrten Vorspanns vor„züglich viel beygetragen (*).“

Herr Büsching nahm, wie man mich belehret hat, seine meisten Nachrichten von dieser Art, aus den Gesprächen die er in einem berlinischen Wirthshause hörte, das man die neüe Welt nennt, und wohin

Président ? Je vois ce que vous pensés ! C'est, voilà un vieillard bien extravagant, qui compte vivre peutêtre jusqu'à la fin du siècle. Je dois vous dire, que je ne compte point avoir encore deux ans à vivre. Mais sachés que dans la place où je suis, il faut agir comme si l'on ne mourroit jamais !

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 206.

wohin er täglich auf eine bestimmte Stunde kam. Aber wenn die Herren aus dieser neüen Welt sagen wollen, unter Friedrich dem Grossen sey das platte Land je länger je mehr verarmt: so müssen sie nicht nur dieses Vorgeben beweisen, sondern sie müssen auch die unumstößlichen Beweise des Gegentheils vernichten.

Mit dem stärksten Capuzinerglauben kann man doch sich selbst nicht bereden, daß ein Land verarme: wenn die Geldzinse in demselben beynahe um die Hälfte fallen, wenn die Anzahl der Einwohner sich ausserordentlich vermehret, wenn man überall die Cultur wüster Grundstücke aufs Äusserste betreibet, und wenn man eine unglaubliche Menge von neüen Wohnungen und Haüsern anbaut.

Die niedrigste Classe der Contribuenten ist wahrlich unter Friedrichs Regierung nicht verarmt. In den meisten Provinzen, wo ehedem die Ackersteüer nicht ohne die schärfsten Executionen eingehoben werden konnte, waren unter Friedrichs Regierung solche Restanten gar nicht mehr vorhanden. Freywillig hatte man in den meisten Provinzen ganze Quartale zum Bestand in den Steüercassen vorräthig, damit man dieser Betreibung von Restanten nicht bedürfe. Nirgends findet sich dieß in allen an die preüssischen Staaten gränzenden Ländern, die doch ihres Wohlstandes wegen bekannt sind.

Die Last der Vorspannsleistung fiel wirklich schwer in den nächsten Kreisen um Berlin, wegen

der unablässigen Reisen aller derjenigen, die mit königlichen Vorspannpässen immer auf dem Landstrassen waren. Aber der König bemerkte dieß, und verminderte die Vorspanne, in Verhältniß dessen was sie vorhin gewesen waren, fast bis auf einen Drittel.

Die Grünfutterung für die Cavalleriepferde bestehet darinn, daß der König, so lange die Grasungszeit währet, für das Grasfutter eines Cavalleriepferds monatlich einen Thaler und acht gute Groschen vergütet. Eine Last war dieß in der Churmark für die Dörfer in höhern Gegenden, deren etwa hundert seyn konnten; aber da war es dann die Pflicht der Landräthe für eine billige Vertheilung zu sorgen, damit man nirgends die Last übertreibe. In den Bruchgegenden und in Pommern hingegen schlug man sich fast um die Pferde, die jeder auf seiner Weide haben wollte. Anjetzt ist freylich das Grünfutter abgestellet; und die beste Probe, ob dadurch die Wohlfart des platten Landes steige, erwartet man von der Erfahrung weniger Jahre.

Das Geschrey vom abnehmenden Wohlstande des platten Landes unter Friedrichs Regierung, kam hauptsächlich durch die kleinen Kramer. Diese wurden durch das Geschrey der grossen Kaufleute zu glauben verleitet: das Land müsse zu Grunde gehen, weil Handel und Wandel nicht völlig frey seyen: denn hierauf bestehe die einzige Wohlfart des Staats, und Ackerbau und Fabriken verdienen dagegen gar keine Aufmerksamkeit. So schryen

Kramer

Kramer und Kaufleüte; und so drang dann auch ihr Geschrey bis zu den Herren in der neüen Welt, und bis zu Herrn Büsching.

Ueberzeüget waren also viele gute Männer in Berlin: „bey allen den grossen und mannigfalti„gen Bemühungen des Königs für die Aufnahme „seiner Länder sey doch ein guter Theil derselben „verarmt!“ — Aber nun kommt vollends noch mit eiuem ganz andern Tadel der Herr Graf von Mirabeau, und will in seinem Werke über die preüssische Monarchie beweisen: „der Wohlstand „der blühendesten Provinzen des Königs, sey eben „deswegen so sichtbar groß gewesen, weil Friedrich „in diesen Provinzen ganz von seinen allgemeinen „Regierungsgrundsätzen abgieng.“ — Nachdrücklicher kann man Friedrichs Staatsverwaltung nicht tadeln; also fodert allerdings dieser Tadel eine genaue Untersuchung.

Den blühenden Zustand der westphälischen Provinzen des Königs, leitet der Herr Graf von Mirabeau theils aus der Freyheit der Contrebande und des Handels, und theils daher, weil Friedrich daselbst nicht in den Accisen, nicht bey dem Salzregal, nicht bey den Posten, nicht bey den Zöllen und bey allem übrigen, die Fiscalität eingeführet habe wie in andern Provinzen. Aber dieß ist die alleroffenbarste Unwahrheit: denn es liegt vor aller Menschen Augen, daß besonders die Einwohner des platten Landes im preüssischen Westphalen, unter Friedrichs Regierung, einem grössern Hand-

lungszwange unterworfen waren als die Einwohner anderer preussischer Provinzen!

Friedrich wollte einen Versuch machen, ob es möglich wäre diese so sehr aus einander liegenden Provinzen durch eine Festsetzung der Abgaben, oder eine sogenannte directe Auflage, in eine andere Verfassung zu bringen? Eine Festsetzung der Accise ward zu diesem Endzweck eingeführet, und es schien, die Unterthanen müsse dieß ungemein erleichtern. Der Versuch ward in den Jahren 1766 und 1767 gemacht, und die Abgabe war aüsserst niedrig und leidlich. Die Accise sollte für die gröste Familie monatlich sich niemals über drey Thaler belaufen, und bey armen Bürgerfamilien kam sie nur auf zwölf gute Groschen, auch darunter. Aber bald zeigte es sich, welcher Unterschied es sey, die Abgaben bestimmt zu erheben, oder durch unvermerkte Beyträge bey Verbrauch und Handel.

Allenthalben blieb die Einnahme zurück. Durch ein allgemeines Geschrey verlangte man in allen Städten wieder die ordentliche Acciseeinnahme. Der König musste diese wieder einführen, und durch die Städte selbst wurden die Abgaben nach dem vorigen Modell wieder eingerichtet.

Für die bisher durch die Handlungsaccise eingekommene Geldsumme, erbot sich die Kaufmannschaft zu stehen. Aber sie verlangte dabey: die Sätze auf Getreide und alle Arten von Bedürfnissen müsse man erhöhen; die Unterthanen des platten Landes müsse man zwingen, alles von ihr und

aus

aus einheimischen Städten zu kaufen, und dieß unter der härtesten Strafe, wenn sie auch nur die geringste Kleinigkeit ausser Landes kauften, die man vormals nicht einmal für Contrebande hielt.

Dieß geschah; und so kam der Landmann in Westphalen unter einen ungleich härtern Zwang, oder wie Herr von Mirabeau dieß nennet, unter eine weit grössere Fiscalität, als selbst in der Churmark und in allen andern preüssischen Provinzen.

Die Accisefreyheit ward selbst den Predigern des platten Landes verweigert, da man sie ihnen doch sonst überall in den preüssischen Staaten zugesteht, oder vergütet. Das Salzregal ward schärfer ausgeübet, und nach höhern Preisen als in jeder andern Provinz. Ebendas geschah mit den Zöllen, mit dem Postwesen, und mit allem was der Herr Graf von Mirabeau hierzu rechnet. Das sogenannte Tobacksgeld hob man im Clevischen und an andern Orten verhältnißmässig mit dem Ertrag des Salzes. Sogar anjetzt hat dieß noch seinen Fortgang, da andere Provinzen der preüssischen Monarchie, durch Aufhebung der Generaltobacksadministration eine Erleichterung haben erhalten sollen.

Der Welt liegt dieß alles vor Augen. Man trete nur über die Weser ins Fürstenthum Minden, um dieß alles, wie es hier gesagt ist, handgreiflich zu finden. Nichts unter der Sonne gleicht darum der Dreistigkeit des Herrn Grafen von Mirabeau, der einem minder fiscalischen Zwange bey den Ab-

gaben den bessern Zustand der preüssischen Provinzen in Westphalen zuschreibt! Um so viel grösser zeiget sich hierbey die Unwissenheit des Herrn Grafen, da vielleicht nirgends die Traüme der französischen Oeconomisten durch einen gemachten Versuch und durch die unwidersprechlichste Erfahrung, so widerleget worden sind, wie in Friedrichs westphälischen Provinzen. So ganz und gar hatte das preüssische Westphalen in der sogenannten Fiscalität nichts zum voraus, daß vollends seine Ackersteüren so stark waren und sind, wie vielleicht nirgends in Deütschland. Ein Acker der zur freyen Heüer, hundert einbringt, muß im Fürstenthum Minden davon fünf und siebenzig als Contribution entrichten; und dieß wird im Cleverhamm und andern Gegenden, wegen der Landesbedürfnisse die auf die Contribution fallen, noch übersteigen.

Volkreicher und geldreicher ist aber dennoch das preüssische Westphalen, als viele andere Länder in der preüssischen Monarchie; und dieß hat folgende Hauptursachen.

Erstlich, in den allgemeinen Leinenspinnereyen. Ganz anders erheblich sind diese Spinnereyen, als in dem Buche de la monarchie prussienne angegeben wird. Man kann erweisen, daß die einzige Grafschaft Ravensberg für mehr als eine Million Thaler an Leinwand und Garn verkauft; und daß in diesem Lande, wo alle Hände spinnen, mehr Menschen wohnen, als in irgend einer benachbarten und bekannten Gegend. Eine Quadratmeile

hat

hat in dieser kleinen Grafschaft Ravensberg mehr als sechstausend Einwohner, und dieß ist eine erstaunliche Bevölkerung. Kopf für Kopf hat man die Einwohner gezählet. Also muß man sich durch falsche Tabellen, falsche Angabe der Oberflächen, und ganz falsche Berechnungen nicht in Irthum führen lassen, ob gleich der Herr Graf von Mirabeau alle diese Irthümer mit der höchsten Dreistigkeit in die Welt wirft.

Zweitens, kommt eine grosse Summe auswärtigen Geldes alljährlich nach dem preüssischen Westphalen, durch die ungeheüre Menge von jungen Leüten die alle Frühjahre zur Arbeit nach Holland gehen, dort einen starken Lohn verdienen, den sie mit nach Hause bringen, und ihre Familien damit unterhalten. Man muß im Lande gewesen seyn, um zu begreifen, wie weit dieses geht. Es ist viel zu wenig, wenn man annimmt, daß dreissig tausend Menschen aus den preüssischen Staaten alljährlich nach Holland zur Arbeit gehen, und daß jeder im Durchschnitt zwanzig Thaler zurückbringt; denn im Lingischen, das so nahe bey Holland liegt, gehen selbst ledige Weibspersonen zur Arbeit auf die Harlemer und andere Bleichen. Insgemein bringt eine jede hundert und mehr holländische Gulden zurück. Eine Menge Leüte gehen aus dem Mindenschen und andern Gegenden zum Wallfischfang, und diese verdienen zu hundert Thaler, und weit darüber.

Drittens ist dem Westphälinger keine Art von Erwerb fremd, die nur in etwas mit seiner Lage

sich

sich verträgt. In der Grafschaft Lingen giebt es eine Classe handlungtreibender Menschen, die man Packenträger nennt. Sie gehen durch Deütschland, Frankreich, Italien, Rußland und Schweden; handeln mit Messern, kurzen Waaren, und allen was sich von dieser Art in einem Packen tragen lässt. Gar nicht gering ist die Zahl dieser mercantilischen Avantüriers: denn ein einziger Kaufmann zu Mettingen im Lingischen ist Ausrüster von siebenhundert solcher Leüten. Ungeheüer ist ihre Anzahl in allen Ecken des preüssischen Westphalens.

Viertens sagt man wohl nicht unrecht, daß die Werbungsfreyheit ein grosses zum Wohlstande der Provinzen beyträgt, deren innere Beschaffenheit diese Freyheit nothwendig macht. Lingen, Tecklenburg, Cleve, Moers, Geldern, ein Theil der Grafschaft Marck und Ostfriesland haben diese Freyheit, und könnten ohne dieselbe nicht bestehen. Minden und Ravensberg geniesset sie nicht, und erhält sich doch in einem guten Zustande.

Fünftens hat ausser diesem allem, jede von Preüssens westphälischen Provinzen noch besondere Zuflüsse die von ihrer Lage herrühren. Ostfriesland gewinnet unglaublich durch Viehzucht und Zuführung der Pferde, noch mehr aber durch den kleinen Seehandel bey dem Verkehr mit Holland. Cleve geniesset eben diese Vortheile durch die Farth auf dem Rhein, und Geldern durch den Verkehr auf der Maas. Minden exportirt eine grosse Menge Getreide. Sodann gehen aus dem einzigen

gen mindischen Amte Rahden, jährlich für dreissig tausend Thaler, hölzerne Löffel, Mollen, und dergleichen Kleinigkeiten nach Holland.

Wahrheit, unlaügbare und gewisse Wahrheit, ist dieß alles, obgleich der Herr Graf von Mirabeau und seine berlinischen Federführer ganz anders rechnen. Also hat wirklich die aüsserste Betriebsamkeit der Einwohner, den grösten Antheil an dem Wohlstande der preüssischen Provinzen in Westphalen; und nicht die von dem Herrn von Mirabeau aus leerer Luft ergriffene Ursache: daß Friedrich in diesen Provinzen von seinen allgemeinen Regierungsgrundsätzen abgieng.

Man kann aber auch gar nicht sagen, Friedrich habe seine westphälischen Provinzen niemals begünstigt, habe ihnen niemals Geschenke gemacht, habe ihnen niemals Hülfe geleistet. Noch im Jahre 1785 erließ er den Einwohnern des Fürstenthums Minden, einmal viermonatliche und einmal dreymonatliche Steüer vom ganzen Lande. Die Stadt Emden hatte den Unfall, daß die See ein Stück von der Anhöhe wegspühlte, auf der ihr Kirchhof und ein Theil von der Stadtmauer stand; der König schenkte ihr zum Wiederanbau acht und zwanzig tausend Thaler. Unzähliche Wohlthaten hat Friedrich erzeiget, die er nicht ausgebreitet haben wollte, die vergessen sind, oder deren Andenken nur in dankbaren Gemüthern noch lebet. So versichert, zum Exempel, der Herr von Mirabeau: Preüssen sey sechs und vierzig Jahre hin-

durch bey Friedrich in Ungnade gewesen (*); und doch von tausend eines nur zu sagen, vermehrte Friedrich, seit dem Tode seines Vaters, bloß die Bevölkerung dieser Provinz durch dreyzehn tausend Familien neüer Colonisten.

Tadelsucht und gesprächige Unwissenheit, Eigennutz, Vorurtheil und Neid, haben Mähren ohne Zahl von der Fruchtlosigkeit der Bemühungen Friedrichs für die Aufnahme seiner Länder erzählet, und erzählen sie noch täglich, wo man hinsieht und hinhöret. Von Hunderttausenden hier nur ein Wort. Man sagt: unzuträglich und unnütz waren die vielen Colonien für die preüssische Monarchie! — Also ist es kein Vortheil für ein Land, wenn man emsige Bewohner in Gegenden hat, wo sonst nur arme Fischer lebten? Also verbessert man, ohne Vortheil, sandige Aecker die nicht einmal zur Schaafzucht taugten? Also ist es gar nicht gut für ein Land, das gröstentheils durch Fabriken besteht, die Volkszahl überhaupt, und zumal die Zahl der nöthigsten Handarbeiter zu vermehren?

Sogar sucht der Herr Graf von Mirabeau zu beweisen: „Friedrich habe während der Zeit seiner „Regierung die Population seiner Staaten gar „nicht vermehret; im Gegentheil, die Bevölke„rung habe nicht einmal in dem Verhältniß zuge„nommen,

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 90.

„nommen, in dem sie nach ihrem ordentlichen na„türlichen Gange hätte zunehmen sollen.“

Unüberwindlich sind aber diese falschen Behauptungen in Göttingen widerleget, und zwar durch einen höchst scharfsinnigen und hellsehenden Mann, Herrn Professor Spittler. Mir hat der Herr Minister von der Horst versichert, die Gründe die dieser milde Beurtheiler des Buches de la monarchie prussienne (*) zur Vertheidigung Friedrichs und des Herrn Grafen von Herzberg anführet, seyen unverbesserlich. Nur dieses Wenige setzte er noch zu den Gründen dieses grossen göttingischen Lehrers. Mirabeau, sagte Herr von der Horst, glaubte die Volkszahl bey Friedrichs Regierungsantritt, sey von dem Herrn Grafen von Herzberg unsicher angegeben, weil sie wahrscheinlich auf einer Zählung beruhe. Aber schon dieß muß jeder, der mit der preüssischen Verfassung auch nur obenhin bekannt ist, verlachen.

Man zählet in den preüssischen Staaten die Menschen auf drey verschiedene Arten. Erstlich zur Errichtung der historischen Tabellen. Diese Tabellen enthalten alle Classen von Menschen in einer grossen Zahl von Rubriken. Von einem Dorfe zum Exempel, wird gesagt: es befinden sich in demselben so viel ganze Bauren, so viel halbe Bauren, so viel Cossäten, so viel Heüerleüte und Einlieger,

(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 497 — 508.

Einlieger, so viel Zimmerleûte, so viel Schneider, so viel Schuhflicker, so viel Tischer, so viel Tagelöhner. Dann werden die Köpfe specificirt, und es wird gesagt: so viel sind Männer, Weiber, Kinder unter zehn Jahren, Kinder über zehn Jahre, Leûte von zwanzig bis vierzig Jahren, alte Leûte bis sechzig, und steinalte Leûte. Eine ähnliche Tabelle wird in den Städten nach veränderten Rubriken und Maaßgabe der bürgerlichen Nahrung gemacht. Auf dem Lande verfertigen diese Tabellen, die man dem Könige alljährlich einsenden musste, die Land und Steûerräthe und ihre Unterbediente. Aûsserst leicht ist diese Zählung, wenn die dazu bestimmten Männer, auch nur einigermassen ihre Pflicht beobachten, und hierauf wird so ziemlich gesehen. Das Unrichtige in dieser Zählung kann nie erheblich seyn.

Die zweite Zählung veranlasset das Salzconsumtions Register. Sie geht ebenfalls durch das ganze Land, von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. In dieser sieht man nur auf die Menschenzahl, das Geschlecht und Alter. Aber kein menschliches Geschöpf wird dabey übergangen, keines kommt ohne seinen ganzen Namen in dieses Register.

Die dritte Zählung geschieht durch einen Stabsofficier und einen Landrath, gewiß mit eben so grosser Genauigkeit, zur Aufnahme der Enrollirungslisten. Bey dieser Liste wird fast eben so genau alles specificirt, wie bey den historischen Tabellen; und besonders wird auch das weibliche Geschlecht,

schlecht, nach dem Unterschied der Jahre und des Standes mit eingeführet.

Von dieser dreyfachen Zählung, wobey gewiß niemals grosse Versehen in den Registern entstehen können, scheint der Herr Graf von Mirabeau nichts gewusst zu haben, weil er seine Berechnungen bloß nach den Sterbe und Geburtsregistern macht, die von den Predigern und Consistorien eingesendet werden müssen.

Es ist also erwiesen, daß der Herr Graf von Mirabeau dem Herrn Grafen von Herzberg, die Bekanntschaft mit der wahren Menschenzahl in den preussischen Staaten, ganz ohne alle Wahrheitsgründe streitig machen will, da dieser Minister doch so vollkommene und so genaue Nachrichten hierüber haben konnte. Höchst befremdend ist es darum, daß Herr von Mirabeau glaubt: willkührliche Grundsätze und phantastische Behauptungen beweisen mehr als solche Rechnungen.

Aus welchen Quellen der Herr Graf von Mirabeau seine berlinischen Nachrichten erhielt, und wie schlecht man ihm bey seinem Werke de la monarchie prussienne die Feder führte, dieß ist nun ziemlich allgemein bekannt. Einige seiner Helfershelfer haben ihn fürchterlich mißleitet. Aber wie mag diesen berlinischen Freünden des Herrn von Mirabeau wohl die Anmerkung behagen, womit Herr Spittler sein Urtheil über dieses windige Werk beschliesset? — — Dieser scharfsinnige, tiefsehende und sanfte Mann sagt: „Nun wird „man in Frankreich glauben, die vermeyntlich zer-

„brechliche Maschine der preüssischen Monarchie, „durch und durch, und nach allen ihren Parthien „zu kennen! Man wird sich auf die durch den „Herrn Grafen von Mirabeau gemachten vermeyn„ten Entdeckungen von Schwächen in der preüssi„schen Monarchie vielleicht einmal selbst von Sei„ten des französischen Ministeriums verlassen; „und siehe! die Zeiten waren schon einmal, daß „man den Marquis von Brandenburg anders „fand, als man vorher berechnet hatte.“

15. Cap.

Ueber Friedrichs Fabriken und Monopolien.

Friedrichs ganze Staatswirthschaft und zumal sein Finanzsystem, ist der Fleck, wo der gewaltige Graf von Mirabeau glaubt: mitten in Berlin (*) habe Er den grossen Mann vor sich niedergeworfen; da habe er Ihn klein gemacht; da habe er die Uebermacht seines Geistes über Friedrichs Geist gezeiget; und da habe er der ganzen Welt recht gründlich vor Augen gestellt: Friedrichs Seele sey im Grunde nicht viel besser gewesen als die

(*) In der lettre remise à Fréderic Guillaume II, Roi regnant de Prusse, le jour de son avénement au trône par le Comte *de Mirabeau*.

die Seele eines Dummkopfs, oder eines Bösewichts.

Mit dem Bestreben einer Schlange die ihre Zähne an einer Feile zerbricht, hat man die Unbesonnenheit verglichen, womit Mirabeau jede Spur von Weisheit und Wohlthätigkeit in Friedrichs Staatswirthschaft angreift und anfeindet. Er verschmähet und verspottet fast alle Regierungsgrundsätze Friedrichs des Grossen, und beynahe alle seine Bemühungen zum Besten seiner Länder. Er behauptet in seinem Werke über die preussische Monarchie, gegen alle guten Grundsätze der Finanzkunst und Staatswirthschaft: es sey eine Thorheit einen grossen Geldumlauf im Lande erhalten zu wollen. Nichts müsse die Freyheit von Kauf und Verkauf einschränken. Es wäre dienlich, wenn man die Bauren mit ihrem Getreide nicht zur Stadt kommen liesse, sondern Verkaufer auf dem Lande einführte, die damit nach Belieben handeln, und folglich die Städte und keinen Ackerbau treibenden Landleute aushungern könnten wenn sie wollten. Es sey ein ganz irriger Begriff daß man wolle für die Aufnahme der Städte und ihre Vergrösserung sorgen. Man müsse deswegen die Fabriken nicht durch Aufmunterung und Beyhülfe in die Höhe bringen. Es sey Thorheit einer Classe von Unterthanen, die in Armuth und Verfall gekommen, wieder aufzuhelfen. Der Landesherr müsse alle fiscalischen Einnahmen und Einkünfte abschaffen, also auch alle Accisen, alle Zölle, alle Salzregale, alle Posteinnahmen, und mit einem

Worte alles was nicht Ackersteuer ist, dieß alles werde durch das einzige Wort liberté liberté wieder ersetzet. Man lasse, sagt Herr von Mirabeau, jedem Menschen die Freyheit zu kaufen und zu verkaufen wie er will, so werden sich die aufgehobnen Staatseinnahmen von selbst wiederfinden. Allen diesen Unsinn predigt dieser Gewaltsmann in seinem Werke über die preussische Monarchie. Und Er, dem erwiesen ist, daß er von Friedrichs Finanzoperationen gar keinen Begriff hat, tritt die weisesten Regierungsgrundsätze Friedrichs unter seine Füsse; und versichert alle diejenigen, die den Grundsätzen dieses Monarchen ihren Beyfall geben können, seiner tiefsten Verachtung.

Hunger und Mangel entstünden überall, wenn der Herr Graf von Mirabeau in den preussischen Staaten Staatswirth wäre; durch die Eigenthumssteuer, womit dieser Staatswirth die preussischen Unterthanen drücken will, wären alle Landleute, die Indüstrie, der Handel und das Volk, zu Gunsten des Fremden zu Grunde gerichtet (*).

Friedrich hat durchaus nicht alle Mittel zur Vermehrung seiner Einkünfte anwenden wollen. Er sagte, mir ist es weit lieber meinen Unterthanen zu zeigen, wie sie ihr Geld behalten können, als es ihnen zu nehmen und wiederzugeben. Eine Vermehrung seiner Einkünfte von Millionen hat er

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. (Berlin 1789) S. 115. 116.

er aus Liebe für die Aufnahme seiner Fabriken ausgeschlagen. Er hatte alle auswärtigen Waaren verboten, und dagegen alles was im Lande fabricirt ward, von allen Abgaben befreyt. Heilig war ihm der Grundsatz, daß die Vermehrung der Einnahme immer in gleichem Verhältniß mit dem Besten des Staats stehen müsse. Also wollte er den Staat einer grössern Bevölkerung fähig machen, er wollte den Einwohnern sichere Nahrungsmittel an die Hand geben, ohne hierbey die Bedürfnisse des grössern Theils der Landeseinwohner der so äusserst ungleich kleinern Anzahl der Kaufleute aufzuopfern. Durch Fabriken suchte er dem grössern Theile seines Volkes aufzuhelfen, und darüber klagte freylich ein ganz ungleich kleinerer Theil, nemlich die Kaufleute.

Zur Errichtung der Fabriken gab Friedrich deswegen oft ungeheure Summen. Er schenkte auch den Fabriken diese Summen, wenn man ihm zeigen konnte, sie seyen wohl angelegt, und haben Fortgang. Dieß geschah bey der grossen Hauptseidenfabrik des Girard und Michelet; bey der Sammtfabrik des Moses Ryß; bey der Seidenfabrik von Bernhard, die den grossen Philosoph Herrn Moses Mendelssohn zum Buchhalter hatte, und die ausser vielen Tausenden an Gelde, auch einige zwanzig Häuser in Potsdam für die Arbeiter erhielt. Der General von Lentulus verschaffte dem Könige eine Gesellschaft schweitzerischer Uhrmacher, der König gab dieser Gesellschaft über achtzig tausend Thaler; und da die ersten Ankömmlinge

linge abgiengen, behielten die nachher Angeworbenen diese achtzig tausend Thaler, mit einem starken Zuschusse von vielleicht noch vierzig tausend Thaler.

Aber der wahre Hauptpunkt, worüber man Friedrich den Grossen so allgemein mißversteht, sind die Monopolien. Selbst die Herren Denina und Büsching versagen Friedrichs Staatswirthschaft über diesen Punkt ihren Beyfall. Beynahe ganz stellet sich hier der scharfsichtige Denina auf die Seite der Widersacher des Königs, indem er sagt: „Friedrich errichtete, wie die Rede geht, „vierhundert und zwölf Monopolien in seinem „Lande. Diese Anzahl von Monopolien, ich ge„stehe es, war groß. Wunderbar ist hierbey, daß „der König, an der Tafel und in seinen Unterre„dungen, beständig gegen die Monopolien sprach. „Wahrscheinlich that er dieß, um desto besser zu „erfahren was man gegen sein System sagen „könne; oder er glaubte, sein Land sey eine Aus„nahme von der allgemeinen Regel (*).“

Auf den Credit des Herrn Grafen von Mirabeau ist angenommen, Friedrich habe in seinen Ländern vierhundert und zwölf Monopolien ertheilet, und jeder Sachkundige hat darüber gelacht. Herr von Mirabeau vermenget mit Monopolien die Verbote auswärtiger Waaren die in allen Ländern statt haben müssen, wo man Fabriken und innern

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 434.

innern Handel empor heben will. Kein Sachverständiger zählet solche Verfügungen in einem Staate, an dessen innerer Verbesserung gearbeitet wird, unter die Monopolien. Allerdings hat der König oft wider die Monopolien an seiner Tafel und mit seinen Gesellschaftern gesprochen; aber dadurch war er mit sich selbst nicht in dem allergeringsten Widerspruche. Er mißbilligte Monopolien in mancher Absicht mit größtem Rechte. Auch waren die vierhundert und zwölf Monopolien, die ihm der Herr Graf von Mirabeau vorwirft, nichts weniger als Monopolien. Sie waren nicht Rechte, wodurch einer einzigen Person oder einer einzigen Gesellschaft verstattet wird, ausschliessend eine Waare selbst zu verfertigen und mit derselben zu handeln. Solcher Monopolien waren unter Friedrichs Regierung in der ganzen preußischen Monarchie vielleicht nicht zehen.

Alle Monopolien in aller Absicht kann auch kein verständiger Mann verwerfen. Wenn in einem Lande eine Art von Fabriken ganz fehlet, und der Landesherr solche auf seine Kosten anlegen will; oder wenn ein Entrepreneur sich erbietet dieß auf seine Kosten zu wagen: so findet sich wohl zu solchem Zwecke kein schicklicheres Mittel als ein ausschliessendes Privilegium auf gewisse Jahre. Von allen Mitteln ist dieß das schicklichste, wenn zumal den übrigen Landeseinwohnern verstattet wird, eben solche Anlagen zu machen, und eben solche Fabriken zu errichten. Es ist in diesem Falle die Nation welche ein Monopolium gegen Auswär-

 tige

tige erhält. Nichts ist hiernächst den grossen Regierungseinsichten gemässer, als das Bestreben alles anzuwenden um diese Einrichtungen wirksam und geltend zu machen. Also muß man auch den Durchgang fremder Waaren von dieser Art verbieten; denn der Staatsmann hält hierbey den Abfall des Transitohandels, für eine wahre Kleinigkeit gegen den Vortheil und Gewinn des Staates.

Dem Herrn Abt Denina kann man es im geringsten nicht verdenken, daß er sich über diesen Punkt von Friedrichs Staatswirthschaft in Berlin hat verleiten lassen. Wenige Menschen haben die innere Kraft, mit der man sich furchtlos dem allgemeinen Wahne widersetzet, und alle möglichen Folgen des daraus entstehenden allgemeinen Lerms nicht achtet, wenn nur dadurch irgend etwas Wahres ans Licht kommt, oder auch nur irgend etwas Gutes geschieht.

Herr Büsching sagt: „Hätte Friedrich nicht „das bürgerliche Gewerbe durch Monopolien und „auf andere Weise eingeschränket und vermindert, „so würde Er wegen der vielen Millionen, die er „an die Wiederaufbauung und Verschönerung vie„ler Städte einiger seiner Provinzen gewendet hat, „von dem Bürgerstande ohne Maaß verehret wor„den seyn (*).“

Aber

(*) Büschings Charakter Friedrichs des Zweiten. S. 209.

„Aber der pragmatische Herr Büsching sieht eben so wenig als der wirklich bisweilen ein wenig schwärmende Herr von Mirabeau auf den Unterschied zwischen einem Monopolium und einem Verbot ausländischer Fabrikwaaren. Diese leztere Art von Sperrung hindert gewiß nicht im Innern das bürgerliche Gewerbe. Längst verarmt wäre sonst England, und Holland, und mancher anderer Staat. Aber Herr von Mirabeau muß den innern Zustand von England und andern Ländern, wo Handel und Gewerbe blühen, gar nicht untersuchet haben. Hätte er dieses gethan, so würde er wissen, daß der wirklich im Ganzen sichtbare Flor der preussischen Länder auf eben denselben Gründen beruhet, und daß allerdings Fabriken und innerer Handel eine Hauptstütze des Staats ausmachen und ausmachen müssen. Friedrich hatte den Grundsatz, den ein jeder weiser Regent haben muß, so wenig baares Geld als nur immer möglich aus dem Lande gehen zu lassen. Er wusste daß viele kleine Theile einen grossen ausmachen, und daß Er deswegen oft bis ins Kleine gieng, war ein sehr grosser Beweis seiner Weisheit.

Keck und unbefangen behauptet indessen Herr von Mirabeau gegen alle Wahrheit: Friedrich habe Betriebsamkeit und Handlung unbarmherzig gedrücket, indeß er mit grossen Kosten Manufacturen und Fabriken errichtete. — Aber Friedrich gab allen einländischen Fabriken für ihre verfertigten Waaren die völligste Freyheit. Die ro-

hen Materialien, besonders die Wolle, befreyte er von allen Abgaben. Er ertheilte sogar Premien für einländische Fabrikwaaren die man auf der Frankfurter Messe verkaufte. Und dieß nennet Herr von Mirabeau unbarmherzigen Druck von Betriebsamkeit und Handel?

Solche niederdrückende Monopolien also, wie Herr Büsching und Herr von Mirabeau dieses Wort verstehen, gab es im Preüssischen wenige oder gar keine, als nur in dem Falle, da Friedrich ein ausschliessendes Recht über Anlagen gab, die zuvor im Lande nicht vorhanden waren. Aber alsdann war auch für das eigentliche innere Gewerbe nichts verlohren, wenn gleich die Consumenten theüer bezahlten. Nicht der Bürgerstand überhaupt, nicht der Handarbeit treibende Theil dieses Standes, und am wenigsten die Millionen von Menschen die durch die vielen Fabriken Nahrung und Arbeit erhielten, führten die von Herrn Büsching erwehnten Klagen. Nur die Kaufleüte klagten; deren Anzahl im wirklichen Verstande und im Verhältniß mit den übrigen Landeseinwohnern so gering ist. Aber sie führten ihre Klagen so laut, daß ganz Eüropa davon erscholl, und sie nun noch immer wiederhallet. Selbst die billigsten und mildesten Gelehrten stimmen in diesen Wiederhall, indem sie redlich gestehen: die allmählig immer mehr und bewährter gewordene Meinung habe ihnen von jeher nicht unrichtig geschienen, daß Friedrich der Grosse in Handelssachen manche Vorurtheile und falsche Grundsätze gehabt habe; und

daß

daß manche wichtige Dinge von Handelscompagnien, Monopolien, und was sonst noch Mirabeau dahin rechnet, dahin gehören. Aber so sanft, so milde, so gutmüthig und schonend, wie diese Gelehrten, sprachen die Kaufleute nicht. Nirgends in der Welt jedoch, war man über Friedrichs vorgebliche Unwissenheit in Commerzsachen, und zumal in Sachen der Zuckersiederey, so bitterböse wie in Hamburg: denn da fand man viele Aehnlichkeit zwischen Friedrich und König Ludewig dem Eilften in Frankreich, oder zwischen Friedrich und Nero.

Eine sehr hochachtungswürdige Stimme ist die Stimme der Kaufmannschaft in jedem Lande. Grossen Eindruck muß es machen, wenn eine so grosse, so ansehnliche,, so thätige und so speculative Menschenclasse gegen einen Einzigen klagt: zumal wenn dieser Einzige auf seinem Sinne besteht, und allen diesen Klagen kein Gehör giebt. Jede sehr laute und von sehr vielen Menschen einstimmig wiederhohlte Klage macht Eindruck. Aber nur deswegen, weil man eine Sache erschrecklich laut vorträgt, ist sie noch gar nicht erwiesen, und wahr. Es ist also auch wohl vielleicht nicht unbescheiden, wenn man sich hier über alle diese Dinge von scharfsichtigen und billigen Lesern wiederhohlte Untersuchung und Prüfung ausbittet?

Zum Exempel. Der Herr Abt Denina sagt: „das Monopolium des Zuckers, ist dasjenige das „man unter Friedrichs Verwaltung am meisten „Mühe hatte zu rechtfertigen, wenn Friedrich nicht

„wäre

„wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu „ertheilen, damit er in seinem Lande eine Zucker„raffinerie habe (*).“

Unglücklicherweise für Herrn Denina ist aber das Monopolium des Zuckers, unter allen Monopolien die Friedrich an einzele Personen ertheilte, dasjenige das sich am vollständigsten vertheidigen lässt, und welches Friedrichs gründlicher Einsicht in solchen Sachen die gröste Ehre macht. Herr Denina scheint zwar selbst dieß zu fühlen. Ob er gleich sagt, daß sich das Monopolium des Zuckers am schwersten vertheidigen lasse, so setzet er doch die Ausnahme hinzu: wenn Friedrich nicht wäre gezwungen gewesen dieses Monopolium zu ertheilen, damit er in seinem Lande eine Zuckerraffinerie habe. Aber dieß eben war die grosse Ursache und ganz unstreitig der Beweggrund zu diesem Monopolium; denn anjetzt, da doch die Erlaubniß dazu gegeben ist, konnte noch keine Nebenraffinerie entstehen.

Es sind mir Papiere mitgetheilet, die dem Herrn Abt Denina zeigen könnten, was sich über die preussischen Zuckerraffinerien denken lässt; und es ist mir erlaubt von diesen Papieren hier einen Auszug zu liefern.

Einige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege, wurden durch das Splittgerberische Haus in Berlin

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 437.

lin die ersten Zuckerraffinerien angelegt. Keine neüe Einrichtung Friedrichs des Grossen ward vielleicht mehr getadelt. Man schrie überall: in andern Fällen werden doch die königlichen Einkünfte durch dergleichen Monopolien vermehret; aber durch das Zuckermonopolium werde bloß das Splittgerberische Haus grösser gemacht.

Dennoch konnte man nicht zeigen, daß eine einländische Raffinerie dadurch leide, denn in allen preüssischen Staaten hatte man keine. Aber die allgemeine Stimme sagte: das Publicum müsse anjetzt den Zucker, der doch zu einem fast allgemeinen Bedürfnisse geworden wäre, übernatürlich theüer bezahlen. Alle Kaufleüte zumal, die bis dahin Commissionaire der Hamburger gewesen waren, befürchteten durch dieses Monopolium einen grossen Abfall an ihrer Nahrung.

Der König hingegen hatte zu dieser Errichtung folgende Ursachen. Er fand bey der genauen jährlichen Untersuchung der Aus- und Eingangstabellen, der Zucker sey einer der Hauptartikel, durch welchen das Geld recht ins Grosse aus dem Lande gehe. Die Menge der damals jährlich consumirten vielen tausend Fässer von auswärtigem Zucker, ist für jeden unglaublich, der nicht eine genaue Kenntniß der Zollaccise, und andere Nachrichten hat, die dieß völlig erweisen.

Die erste Materie, den rohen Zucker, musste man allemal von Auswärtigen nehmen, weil Preüssen keine Zuckerinseln hat. Aber der gröste Theil des Werths dieser Waare kommt von der

Zube-

Zubereitung, oder dem sogenannten Raffiniren. Es war also hierbey die einzige Absicht, den Fabricationsertrag zu gewinnen, und dafür das Geld im Lande zu behalten.

Die ganze preüssische Monarchie, und alle benachbarten Länder, erhielten bisdahin ihren Zucker aus Hamburg. Sechshundert sogenannte Zuckerbäcker oder Raffineürs, lebten in Hamburg bisdahin vornehm, reichlich und froh, grossentheils auch aus preüssischem Gelde. Wenige Oerter in Eüropa trieben die Zuckerraffinerie so weit; und man gab dieß auf eine besondere Eigenschaft des Wassers in Hamburg. Aber nun verursachte die preüssische Einrichtung, daß gleich zweyhundert Zuckerfabriken in Hamburg eingiengen, und daß mehr als tausend hamburgische Zuckerarbeiter diesen Nahrungszweig im Preüssischen fanden.

Der König befahl der Splittgerberischen Zuckerfabrik, sich in Berlin allemal nach den Hamburger Preisen zu richten, und nach diesen, mit einem geringen Vortheil wegen des Transports den Zucker zu verkaufen. Aber man fand bald, daß dieß, besonders bey dem Anfang der Fabrik, völlig unmöglich war: denn da eine hamburgische Zuckerfabrik nach der andern ihr Gewerbe niederlegte, so wurden wöchentlich ganze grosse Zuckermagazine öffentlich verauctionirt, und wegen der Menge der auf diese Art zu Markt gebrachten Waare, ward der Zucker oft um zwanzig bis dreissig vom Hundert unter seinem eigentlichen Werthe verkauft. Sehr wohl zufrieden war derjenige,

jenige, der seinen Zucker so wohlfeil gekauft hatte, wenn er denselben nur mit dem halben Gewinne wieder absetzen konnte. So wohlfeil ward dadurch dann oft der Zucker in Hamburg, daß das Splittgerberische Haus in Berlin unmöglich im Stande war seinen Zucker so wohlfeil zu verkaufen.

Aber zum Glücke für das Splittgerberische Haus, fiel dem Könige der Brief eines Hamburger Kaufmanns in die Hände; und dieser war ungefehr folgenden Inhalts: „Unser sind Vierhun„dert, die sich verbunden haben, fürs erste selbst „mit Verlust, den Preis des Zuckers dergestalt „herunter zu setzen, daß die Berliner Raffinerien „durchaus springen müssen. Es wäre doch wohl „vom Teufel, daß so viele nicht mehr können soll„ten, als ein Einziger, er mag auch so stark seyn „als er will!“

Friedrich war eben so klug als stark. Sobald er diesen hamburgischen Brief gelesen hatte, machte er eine andere Einrichtung wegen der vorgeschriebenen Preise des Zuckers. Es wurde ungefehr festgesetzet: den Einkaufspreis des rohen Zuckers in Bourdeaux müsse man bey dem Verkaufspreise zum Grunde legen; und ausser dem Abgange des Gewichts seyen sechszehn vom Hundert als Kaufmannsvortheil der berlinischen Zuckerfabrik zugestanden. Durch diesen Befehl den Friedrich gegen die Hamburger gab, ward der Unterschied der Preise zwischen Hamburg und Berlin sehr gering; und dagegen erwarben sich die preussischen Zucker-

siederey-

siedereyen einen grossen Vorzug vor den österreichischen. Die in öffentlichen Papieren bekanntgemachten Preise der Compagnie von Fiume waren fast durchgehends und genau, doppelt so hoch als die Zuckerpreise in Berlin.

Höchst irrig war auch die Meinung von Friedrichs Gegenpartey in Berlin, daß nicht der König sondern nur das Splitgerberische Haus hierbey gewonn. In den preüssischen Acciseregistern kann man nachsehen, welche grosse Summen vierteljährlich von den Zuckersiedereyen zur Accisecasse bezahlt worden. Aber wäre dieses auch nicht, so muß doch immer die Hauptabsicht eines Landesherrn seyn, seinem Lande einen verderblichen und grossen Geldausgang zu ersparen; und dieß überwieget bey weitem den Vortheil einer kleinen unmittelbaren Geldeinnahme.

Unmöglich war es auch, statt der grossen Zuckerfabrike in Berlin, viele kleine Zuckersiedereyen im Preüssischen einzuführen. Alle kleinen Zuckerfabriken, die Hamburg in der Nähe haben, gehen nothwendig zu Grunde. Solche Fabriken können nicht wie eine starke Corporation, oder wie ein besonders reiches Handelshaus, den Vorschuß in Händen haben, um bey wohlfeilen Preisen des rohen Zuckers gleich für Hunderttausende einzukaufen, und Vorräthe von dieser Grösse an verschiedenen Orten liegen zu haben, wenn die Zuckererndten nicht gerathen. Eine schlechte Zuckererndte verdoppelt oft den Preis des rohen Zuckers. Für jeden der eine kleine Zuckerfabrike, in solcher Concurrenz

currenz mit Hamburg unternehmen wollte, hat die Erfahrung die Unmöglichkeit seines Unternehmens bestätigt. Ziemlich ansehnliche Zuckerfabriken in Schlesien und in dem Fürstenthum Minden, musste das Splittgerberische Haus fast zwangweise übernehmen, da dieselben zu Grunde gehen wollten. Zwey Zuckerfabriken sind zwar nachher wieder in Breslau und Königsberg entstanden. Also daß man auch eigentlich nicht sagen konnte, das Splittgerberische Haus habe ein ausschliessendes Monopolium im ganzen Lande.

Ueberhaupt war also das Monopolium des Zuckers, aller dagegen gemachten Einwendungen ungeachtet, eines von den besten für den preüssischen Staat. Es ersparte diesem die ganzen Fabricationskosten, die sonst bloß an die Ausländer und vorzüglich an die Hamburger giengen; und gab vielen tausend einländischen Familien Verkehr und Brodt. Der Erfolg von der jetzigen Aufhebung des Splittgerberischen Alleinhandels beweiset am besten, ob derselbe für das Land gut oder nachtheilig war. In dem Augenblicke als es hieß, die Freyheit zur Einführung des Syrups sey gegeben, stieg der Preis dieses für die Armen fast wesentlichen Bedürfnisses auf drey Thaler vom Centner, also über dreissig vom Hundert; und dieß erfolgte sehr natürlich aus der Concurrenz der Einkaüfer in Hamburg.

Besser sind die jetzigen Zuckerpreise in den preüssischen Staaten für die Schleichhändler, aber gewiß nicht für das Publicum; und die Accise ver-

lieret die ganze gehoffte Einnahme. Kein fremder raffinirter Zucker durfte vormals in die preüssischen Staaten eingehen, und auf die Schleichhändler ward an der Gränze so gelaurt, daß man auch beynahe jeden ertappte. Anjetzt da das alte Privilegium des Splittgerberischen Hauses aufgehoben ist, hat man auf fremden rohen Zucker einen Impost gelegt, die Gränzaufseher drey Meilen ins Land zurückgezogen, und also die Entdeckung des Schleichhandels fast unmöglich gemacht. Der Schleichhändler gewinnet also anjetzt auf alle Art. Je höher die Auflage ist, desto stärker ist der Vortheil bey heimlicher Einbringung. Dadurch gewinnet das Publicum nichts, oder wenig. Aber desto mehr gewinnet der Schleichhändler: denn er richtet den redlichen Kaufmann zu Grunde, und verschaffet sich allen Verkauf durch seine Schelmerey.

Hieraus erhellet auch wie unbillig der Herr Graf von Mirabeau an vielen Orten und besonders bey Gelegenheit des Verbots der Ausfuhr der Wolle behaupten will: daß die preüssischen Länder längst zu Grunde gegangen wären, wenn man in denselben nicht so vielen Schleichhandel getrieben hätte.

Ueberhaupt läßt Herr von Mirabeau dem grossen Könige in Absicht auf das ganze System seiner Staatswirthschaft wenig Ehre übrig, indem er sagt: „Unmittelbare Auflagen, ausschweifende Verbote, Verordnungen jeder Art, „ausschliessende Privilegien, unzählbare Mono-

„polien,

„polien, dieß war der Geist von Friedrichs inne„rer Regierung: und hätte nicht jeder diese Re„gierung gehasset, so hätte sie doch wenigstens „jeder verlachet (*).“

16. Cap.

Ueber die französische Verwaltung seiner Accisen und Zölle, oder die sogenannte Regie.

Hier wird der Herr Graf von Mirabeau beynahe ein wenig cynisch: denn er hält Friedrichs ganze Finanzkunst für nichts als blinde Geldschneiderey.

Ohne eben eine besondere Untersuchung über Friedrichs Kopf anzustellen, sagt der Herr Graf, weiß man doch schon so viel, daß Friedrich vielmehr ein beynahe einziges Beyspiel der Entwickelung eines grossen Charakters war, als ein von der Natur über andere Menschen sehr erhabenes Genie (**).

(*) Lettre remise à Fréderic Guillaume II, le jour de son avénement au trône, par le Comte *de Mirabeau*. pag. 41.

(**) Lettre remise à Fréderic Guillaume II, le jour de son avénement au trône, par le Comte *de Mirabeau*. pag. 43. 44.

Friedrich verwendete also wohl darum, den wenigen Geist den er gehabt haben soll, in einem zerstückten und mehrentheils unfruchtbaren Staate, auf die Erhaltung einer grossen Kriegesmacht. Nach nichts strebte er darum, sagt Herr von Mirabeau, so sehr als nach Geld, weil man durch nichts in der Welt so geschwinde weit kommt als durch Geld. Jede List und jede Erpressung hat Friedrich zu diesem unglücklichen Zwecke aufgeklärtern Völkern abgeborgt, und in seinen Staaten naturalisirt (*).

Aber wenige Provinzen der preüssischen Staaten sind unfruchtbar; die meisten versehen selbst ihre Nachbarn mit Getreide. Keine benachbarte und entferntere Länder haben so wenig drückende Auflagen wie es im Preüssischen giebt. Der Himmel verwahrte diese Staaten vor den harten und fiscalischen Zwangsmitteln, womit Frankreich seine Unterthanen so lange gepeinigt hat. Kein einziger Mensch ist noch im Preüssischen wegen Contrebande gehenkt, zu Galeeren oder ewiger Festungsstrafe verdammt. Nichts konnte den Herrn Grafen von Mirabeau eine Aehnlichkeit zwischen Frankreich und Preüssen vermuthen lassen als die von dem Könige, zu Verwaltung seiner Accisen und Zölle, in seinen Staaten angestellten Franzosen.

Accisen und Zölle waren im Preüssischen übel verwaltet; es mangelte an nöthigen Aufsehern. Eini-

(*) Ebendaselbst. pag. 44.

Einige preussische Unterfinanzräthe glaubten im siebenjährigen Kriege, die preussische Monarchie habe ihr Ende erreicht, und also erlaubten sich diese Patrioten nach Belieben zu stehlen. Nach diesem Kriege lag dem Könige die Herstellung der Ordnung in allen Dingen, und zumal die Aufnahme der einländischen Fabriken so sehr als irgend etwas am Herzen. Er hielt Fabriken für die Seele seines Landes; und sie konnten nicht anders bestehen, als durch Verhinderung der Einfuhr fremder Fabrikwaaren. Dieß war die Veranlassung der Regie, und Helvetius der berühmte Verfasser des Buches de l'Esprit, ist ihr eigentlicher Urheber.

Höchst unrichtig wird in der grossen berlinischen Historiettensammlung erzählet: den Anlaß zur Einführung der Regie habe ein Abendgespräch des Königs mit dem Obersten Quintus gegeben; Quintus habe gesagt, die Franzosen seyen am fähigsten die Einkünfte eines Staats zu vermehren; der König habe sodann an Helvetius schreiben lassen: und dieser habe auf Verlangen einige Personen geschicket, welche die nachmalige Regie gründeten (*). — Dieß ist eben so unwahr, als daß Helvetius dem Könige gesagt habe: der Wohlstand der preussischen Bauern sey zu groß! — Er sagte nicht dem Könige, sondern in Berlin an der Tafel des Herrn Grafen von Finkenstein: die preussischen Unterthanen haben so wenige Abga-

 ben,

(*) Anekdoten und Karakterzüge. X. 67. 68. 69.

ben, daß es die preussische Regierung beynahe lächerlich mache sich damit zu begnügen.

Helvetius war freylich ein Financier, aber bey seinem durchdringenden Verstande ein Mann von der liebenswürdigsten Gemüthsart. Als einer der Generalpächter Frankreichs, erwarb er sich ein grosses Vermögen. Nun warf er sich das Joch des französischen Despotismus vom Halse, schrieb sein Buch, verlachte das dagegen erregte wilde Geschrey, und kam nach Potsdam. Als ein feiner Höfling und erfahrner Weltmann verstand er die Kunst seine Meinungen angenehm zu machen. Er beredete den König: seine Nation übertreffe alle andere, in der Kunst der Finanzeinrichtungen, und besonders in der Kunst, Contrebande zu verhindern. Gerade solche Künstler bedurfte der König. Also that ihm Helvetius den Vorschlag, eine Gesellschaft von Generalpächtern in Paris wählen zu lassen, um ihr die nöthigen Einrichtungen in seinem Lande zu übertragen; und der König genehmigte diesen Vorschlag.

Vierzig französische Generalpächter wurden nun durch Helvetius nach seiner Rückkunft in Paris versammelt, und diese sollten alle preussische Finanzen pachten. Diese Societät übernahm aber nichts, als nur dem Könige die alte Einnahme zu versichern. Ihren Vortheil wollte sie darinn haben, mit ihm zu theilen, wenn sie Ueberschuß fände. Keine andere Sicherheit gab sie dafür, als ihr Wort. Sogar setzte sie in ihren Contract, daß sie im Mißlingungsfalle nur gehalten seyn wollte

Rech-

Rechnung für das Eingekommene abzulegen, und dann weiter nichts zu bezahlen.

Dreytausend französische Finanzkünstler kamen nun allmählig über den Rhein. Mannigfaltig waren ihre Abstufungen, sehr verschieden ihr Rang, und zum Theile auch sehr drolligt ihre Namen. Einige hiessen reitende Aufseher, andere Weinvisi-rer, andere Kellermaüse (*). Vier Hauptperso-nen standen an der Spitze dieses Heeres, und hier-zu kam ein fünfter in der Folge. Ueber diese Fi-nanzarmee hatten diese fünfe die Direction; man nannte sie Regisseürs. Alle standen unter den Ge-neralpächtern in Paris, und von diesen hohlten sie alle ihre Befehle. Grosse Pensionen verlangten die parisischen Generalpächter für diese ungeheüre Menge ihrer in die preüssischen Staaten abgesand-ten Landsleüte. Aber ihre Zahl übertraf bey wei-tem die Menge der für sie möglichen Bedienungen. Sehr verlegen waren hierüber sogar die Regisseürs, und der König übersah gar bald die Folgen dieser französischen Zudringlichkeit. Er ergriff also das Mittel von den Pächtern in Paris Bürgschaft zu verlangen. Äusserst gering war diese Bürgschaft, denn sie betrug nicht so viel, als diejenige die man von einem einzigen Generalpächter in Paris ver-langet. Aber mit der grösten Arrogantz ver-warf die Gesellschaft des Helvetius diese Bürg-schaft.

(*) Controlleurs ambulants, Saugeurs, Commis rats de cave.

Einige Regisseürs machten der Gesellschaft hierüber Vorstellungen, und schrieben ihr, sie möchten doch bedenken, daß der König diese sehr mässige Bürgschaft durchaus verlange. Folgende Antwort ertheilte hierauf die Societät: „Ihr sollt wissen, „daß wir unsere Gesellschaft errichtet haben, um „Ordnung in die Geschäfte des Königs in Preus„sen zu bringen; aber nicht um Befehl anzuneh„men, sondern um selbst die nöthigen Befehle zu „geben. Also werdet ihr dem Könige sagen, wenn „ihm dieß nicht anstehe, so könne er nach Belieben „sein Geschäft zurücknehmen, und wir sind bereit „unsern Contract zu vernichten.“

Als dieser Bescheid der französischen Pächterprinzen dem Könige vorgeleget ward, konnte er sich des grösten Unwillens nicht enthalten; und er rief aus: „Wie, dieser hohe Rath von Lumpenhunden „will mir befehlen (*)?“

Die Vernichtung des Contracts genehmigte sogleich der König. Alle gehabten Kosten ließ er den parisischen Pächtern, nach ihrer eigenen und willkührlichen Berechnung bezahlen. Als seine eigene Bediente behielt er die Regisseürs, mit ihrer zahlreichen Mannschaft. Seine Zölle und Accisen befahl er ihnen nunmehr auf ihre Weise einzurichten. Die fünf Regisseürs machte er zu geheimen Finanzräthen. Zum stehenden Gehalt gab er jedem sechzig tausend französische Livres, oder funfzehn

(*) Comment, cet Aréopage de Gueux veut me donner des ordres?

zehn tausend Thaler in deütschem Gelde. Aber nur auf die ersten sechs Jahre versicherte er ihnen diesen Gehalt, denn sie selbst machten sich aus Mißtrauen für eine längere Zeit nicht verbindlich. Aber nach Ablauf der ersten sechs Jahre erhielten vier Regisseürs ihre Entlassung; der König behielt nur einen, mit dem er äusserst zufrieden war, den Herrn de la Haye de Launay. Er ließ ihm seinen vorigen Gehalt, machte ihm grosse Geschenke, und blieb äusserst mit ihm zufrieden bis an seinen Tod.

Sehr verschieden sind dennoch die Meinungen über diesen französischen Regisseür. Sein Landsmann, der Herr Graf von Mirabeau sagt: „de „Launay ist nichts, weniger als nichts. Er hat „keine Ahndung von den Anfangsgründen der Fi„nanzkunst. Sein Vortrag ist stotterigt, seine „Ideen sind verwirrt. Kurz, dieser sehr schwa„che Kopf und dieser sehr eitele Mann, hätte „nirgends eine Rolle gespielt als gerade in diesem „Lande, wo niemand in Finanzsachen ihn beur„theilen konnte, und wo er keinen Nebenbuhler „hatte (*).“

Also verstand Friedrich, der gröste Financier in seinen Staaten, noch weit weniger als nichts: weil Er einen Mann der weniger als nichts war, der keine Ahndung von der Finanzkunst hatte, für seinen besten französischen Financier hielt! —

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 285.

Aber alle preüssische Acciseregister von 1766 bis 1786 müssten verbrennen, wenn nicht jeder der nur lesen kann, nicht sehen sollte, daß Herr de la Haye de Launay ein sehr guter Kopf war, und alles gründlich verstand, was nur auf irgend eine Weise zu der Wissenschaft eines französischen Financiers gehöret. Preüssische Finanzminister lassen ihm auch die Gerechtigkeit widerfahren, daß alle seine Vorträge und Berechnungen, die er zwanzig Jahre hindurch dem einsichtvollesten Könige vorlegte, gründlich waren und deütlich. Untrüglich war er eben so wenig als Herr von Mirabeau und der Pabst; aber er erwarb sich unter den Berlinern, die die Regie mehr als die Hölle verabscheüten, zumal in deu lezten Jahren, Zutrauen und Liebe.

So glücklich wie mit Herrn de la Haye de Launay, war freylich Friedrich nicht mit jedem Franzosen, und zumal nicht mit dem Herrn von Candy, dem vornehmsten von allen aus Paris nach Berlin abgeschickten Regisseürs. Ganz im Anfang dieser Franzosenzeit, schrieb zwar einst der König an Herrn de Launay: „Er betrachte Ihn „und Candy als zwey Jupiters, die Licht, Ord„nung und Deütlichkeit bringen werden, in das „Chaos seiner Finanzen (*).“

Der Jupiter Candy kam nach Berlin, um nach seiner Meinung die ganze Einrichtung des preüssi-

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 137.

preüssischen Finanzwesens zu leiten. Wir armen ehrlichen Deütschen glauben, kein nicht ganz unkluger Franzose würde ein Geschäft von dieser Wichtigkeit übernehmen, wenn er sich nicht auch etwa vorher in Finanzsachen einige practische Kenntnisse erworben hätte. Herr von Candy arbeitete aber nicht vorher in den Finanzen von Frankreich: denn er war in Paris — Thorschreiber (*)! Sechszehn tausend Livres jährlich brachte ihm zwar diese hohe Stelle ein, aber sie hätte ihm doch weiter keine andern Kenntnisse im Finanzfache geben können als die Kenntnisse eines Thorschreibers. Und auch diese hatte er nicht, denn ein anderer lustiger Vogel verwaltete seine Thorschreiberstelle um ein ganz geringes Geld, und Candy kaufte sich dagegen den Titel eines Secretaire du Roi! Mit allen diesen Titeln hatte er daher auch ein so großmüthiges Zutrauen in seine Finanzfähigkeiten, daß man nach seinem Tode (einer seiner Cameraden erstach diesen Jupiter im Duell) einen Aufsatz von seiner Hand fand, der folgende Aufschrift hatte: „Bedingungen, unter welchen ich mich entschliessen „will, die Stelle eines Controlleur géneral des „Königs von Preüssen zu übernehmen.“ — Diese bescheidenen Bedingungen enthielten unter andern auch diese vier Punkte. „Erstlich. Die vier ersten „Minister bey dem Generaldirectorium ernennet „man zu meinen Unterfinanzintendanten. Zwei„tens. Diese vier Intendanten sollen gehalten seyn, „jeden

(*) Receveur de la porte St. Dénis.

„jeden Morgen nach meinem Hause zu kommen, „um mir ihren Vortrag zu thun. Drittens. Vier „Schildwachen sollen vor meiner Thüre stehen. „Viertens. Ich verlange sodann von dem Könige „weiter nichts als einen überaus grossen Ge„halt.“ — Dieser Aufsatz des Herrn Thorschreibers von Candy ist noch vorhanden.

Eben ein solches Zutrauen zu sich selbst in niemals erlernten Dingen besaß ein anderer französischer Aufklärer Berlins, Herr Brindeaux de la Roche. Dieß war ein Jupiter in einem andern Fache. Er kam von Paris nach Berlin, und erbot sich, dem Könige sein bisher ganz verabsaůmtes Forstwesen in die treflichste und einträglichste Ordnung zu bringen. Dafür aber verlangte er den Charakter eines Grand maitre des Eaux et Forets, mit dem Gehalt von hundert tausend Livres, und allen möglichen Emolumenten, die in einem solchen Fache sich haůfig finden. Brindeaux zeigte sich in Berlin in vielen sehr schönen Kleidern; und da er so ganz übergrosse Dinge zu leisten versprach, ward der König begierig zu wissen, wo ein so grosser Mann im französischen Forstwesen gedienet habe? — Man schrieb nach allen Ecken von Frankreich, ohne dadurch das allergeringste zu entdecken. Endlich kam ein Brief aus Paris nach Berlin, worinn ein Schneider bat: man möchte doch einen Menschen in Arrest setzen, der sich Brindeaux nenne, und den Zunamen la Roche angenommen habe. Dieser Mensch, sagte der Schneider, war in Paris ein Gesindemäkler, hatte ein

ein Bureau d'Annonce in der Strasse von St. Honoré, und bürdete ihm, sagte der Schneider, und allen seinen übrigen Freünden auf: der König von Preüssen lasse ihn kommen, um sein Forstwesen in Ordnung zu bringen, und er erhalte dafür ein unermeßliches Jahrgeld! Vierzehn reich gestickte Kleider hatte ihm auf diesen Glauben der Schneider verschaffet, und dafür verlangte er nun Bezahlung. Nach der eingeschickten Beschreibung waren allerdings auch diese Kleider, eben dieselben in welchen Brindeaux in Berlin erschien; wo man nun Ursache hatte das heroische Zutrauen auf sich selbst zu bewundern, womit dieser anmaßliche Aufklärer des preüssischen Forstwesens nach Berlin gekommen war, ohne einen Baum zu kennen (*).

Herr de Launay befriedigte den König in jeder Absicht. Darum behielt er ihn, als ersten und einzi-

(*) Wie mag sich der Herr Professor de Lavaux freüen, wenn er hier die Geschichte seiner erlauchten Landsleüte, des Herrn von Candy und des Herrn Brindeaux de la Roche liest, daß Er schon zum voraus gesagt hat: l'on pourroit prouver le peu de fondement de tous les sarcasmes et mauvaises plaisanteries que ne cesse de lancer Mr. Zimmermann contre tout ce qui porte un nom françois, depuis Voltaire jusqu'a Monsieur Noël, maitre d'hotel de Fréderic, qui a autant d'honnêteté dans le caractére que Voltaire avoit de delicatesse dans l'esprit. *Vie de Fréderic II, Roi de Prusse.* Tom. VII. pag. 55. 56.

einzigen Regisseur, und alle übrigen waren abgeschaffet. Andere Franzosen wurden noch mit dreytausend Thaler angestellet. Aber nachgerade wie einer dieser Franzosen abgieng, besetzte der König jedesmal seine Stelle mit einem Deütschen; und bey dem Tode des Königs fanden sich von jener ungeheüren Menge französischer Finanzkünstler, nicht mehr als hundert und sieben und funfzig im Lande.

Seinen Zweck hatte hiermit Friedrich in sofern erreicht, daß durch Verhinderung des Schleichhandels die einländischen Fabriken zu einer Höhe stiegen, von der nur diejenigen einen Begriff haben können, deren Geschäft es war in dem königlichen Departement der Fabriken zu arbeiten. Stark stiegen dabey die Zölle; auch die übrigen Einkünfte, aber gewiß nicht bey Dingen die zur Indůstrie der Landeseinwohner gehören. Nur eine genauere Aufsicht brachte jene Vermehrung der Einkünfte. Des Königs Hauptgrundsatz war hierbey, dasjenige vorzüglich zu belegen was man von aussen hereinbrachte, und wofür sonst Geld aus dem Lande gieng. Alle seine Verordnungen zeigen eine unzerstörbare Anhänglichkeit an diesen Grundsatz.

So klar und bestimmt aber auch hierbey die Absichten des Königs waren; und so gewiß man weiß, daß seine Absicht niemals gewesen ist, sein Volk durch die französische Regie zu drücken: so hat man deswegen doch nie aufgehöret in Berlin gegen die Regie zu schreyen. Gar zu gerne möchte

man die ganze Welt bereden, die Regie sey eine Last gewesen, die Friedrich seinem Volke aufgeleget habe, als es nach allem im siebenjährigen Kriege ausgestandenen Unglücke, kaum wieder anfieng Odem zu hohlen.

Sogar Herr Denina versichert: er habe einen von diesen Regisseürs, dessen Ehrlichkeit ihm am wenigsten zweifelhaft schien, sagen hören, man habe den Ertrag der Accisen beynahe um das Gedoppelte erhöhet; und dieß ungeachtet des neüen Verbots ausländischer Waaren, und der vielfältigen Accisefreyheit die der König den Fabrikanten ertheilte (*).

Ehrlich und ehrliebend mag sonst dieser Regisseür gewesen seyn: aber dem Herrn Abt Denina sagte er eine offenbare Unwahrheit. Niemals ward der Ertrag der Accise durch die französische Verwaltung auf das Gedoppelte erhöhet; in den ersten Jahren war sogar ein grosser Ausfall von mehr als zweyhundert tausend Thaler.

Die Absicht des Königs bey der Regie, war ganz und gar nicht die Abgaben durch dieselbe zu vermehren. Mündlich und schriftlich sagte Friedrich dieß mehr als zehnmal, den Regisseürs; und befahl ihnen dabey ausdrücklich, bey Entwerfung eines andern Tarifs alles zu vermeiden, was auch nur

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 253.

nur irgend fähig wäre das Volk zu drücken, oder irgend eine gegründete Klage zu veranlassen. Herr de Launay versichert in seiner einfachen und schönen Widerlegung der falschen Behauptungen des Herrn Grafen von Mirabeau: „die erste Lehre, die mir „der König gleich bey meiner Ankunft gab, war „diese, sein Volk zu schonen, weil es ausser Stande „wäre viel zu bezahlen; und der Indüstrie aufzu„helfen, weil sie einem Volke nothwendig sey, wel„ches etwas gewinnen müsste um hernach etwas be„zahlen zu können.“ Er hat in zwanzig Jahren, sagt Herr de Launay, seinen Staaten ein Opfer von mehr als hundert Millionen Thaler dadurch gebracht, daß er verschiedene Abgaben nachließ oder milderte. Also sind auch diejenigen die dem System von Friedrichs Staatsöconomie huldigen, nicht die Dummköpfe oder Schmeichler, wozu sie die beredte aber schlechtgeführte Feder des Herrn Grafen von Mirabeau brandmarken will (*).

Keinen andern Wunsch und Zweck hatte der König bey der Regie, als bloß durch genaue Aufsicht und das Verbot ausländischer Fabrikwaaren, die einländischen Fabriken menschenmöglichst in die Höhe zu bringen. So stieg dann, mit der Zeit, die Einnahme der Accisen auf Volksbedürfnisse von selbst, wenn eine Mehrheit vieler Tausenden von Landeseinwohnern durch Fabrikarbeiten, Spinnereyen,

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 11.

reyen; und was dazu gehöret, ihren Unterhalt fand. Alles war hiezu vom Könige zweckmässig eingerichtet. Alle einländischen Fabrikwaaren, alles was zu Kleidungsstücken gehöret, war völlig frey gemacht. Vom Brodtkorn ward die Accise abgeschaffet; und diese war ehmals, besonders in der Churmark, so drückend, daß daselbst von einem Scheffel Rocken viererley Abgaben, nach vier verschiedenen Rubriken, bezahlt werden mussten. Die Einfuhr der Wolle, und anderer ersten Materien zu den Fabriken, war frey. Höher belegte man nur Dinge des Ueberflusses, Wein, Caffee, Gewürz, weil des Königs Grundsatz war, bloß von den Reichen zu nehmen, und des Armen zu schonen. Wenn es aber auch schien, als wenn die zum Unterhalt des ärmern Volkes gehörige Tonne Bier eine höhere Abgabe von neün guten Groschen bezahle, so war doch auch dieses keine wirkliche Auflage. Diese höhere Abgabe betrug auf das Maaß, wovon hundert und zehn zu einer Tonne gehen, nicht völlig einen Pfennig. Und dagegen ward auf das genaueste durch Visitationen bewirket, daß das gehörige und nöthige Malz zu dem Biere genommen werden musste. Also fand hierinn der Consument in dem bessern Brauen des Bieres eine völlige Vergütung.

Zu weitlaüfig würde es seyn, dem Könige über alle Artikel dieser neüen Einrichtung zu folgen. Aber eine bey so mancher Gelegenheit in diesen Fragmenten festgesetzte Wahrheit muß man wiederhohlen, so oft die Klagen gegen Friedrichs

Staatswirthschaft erschallen: daß ein König in Preüssen nothwendig die Verbesserung und Unterhaltung der Fabriken, welche Millionen Hände beschäftigen, allem übrigen aufopfern, folglich immer mehr für die Indüstrie als für den Handel sorgen muß, weil er keine andere Absicht haben kann, als das gröste Glück auf die gröste Anzahl der Einwohner seiner Länder zu verbreiten. Also müssen allerhöchstens vierzig bis funfzig tausend Kaufleüte von allen Classen, nicht glauben: die Wohlfart der ganzen preüssischen Monarchie hänge bloß daran, daß sie in Freüden leben; daß ihnen erlaubt sey, ausländische Tücher, seidene, wollene, baumwollene und andere Fabrikwaaren, frey ins Land zu bringen, wenn auch dabey die Fabriken zu Grunde giengen, wovon doch im Preüssischen über zwey Millionen Menschen leben.

Friedrich der Grosse wollte also mit dem grösten Recht, nicht was die Kaufleüte wollten. Er ließ sie so laut reden als ihnen beliebte, und kehrte sich daran nicht: im Bewußtseyn der Weisheit seiner Maaßregeln, die dann immer durch das viele unermeßliche Gute, das er that, den blinden unvernünftigen Tadel beschämten. Ganz richtete sich Friedrich nach England, und nach Colberts System. Aber so gründlich und tief er auch hierüber dachte, so väterlich, so zärtlich und aufrichtig er auch hierinn für die weit grössere Zahl seiner Unterthanen sorgte, so allgemein und dauerhaft ist und bleibet doch gegen ihn nicht nur etwa das Geschrey

der

der Kurzsichtigen, sondern selbst das Vorurtheil vieler deůtschen Gelehrten die vor den gewaltigen Kråften des grossen Grafen von Mirabeau ihre Haůpter neigen.

17. Cap.

Ueber seine ostindische Compagnie, und seine Seehandlungs Societåt.

Der gelehrte Herr Abt Denina sagt: „Friedrich „war in keinen seiner Unternehmungen un„glůcklich, als in Commerzsachen. Er war ge„zwungen, die im Jahre 1751 in Emden errich„tete ostindische Compagnie aufzuheben (*);“ und mit der Seehandlungs Societåt, machte er wenigstens, wie Herr Denina zu glauben scheint, nicht grosse Schritte (**).

Nie hat der König diese ostindische Compagnie aufgehoben. Aber im siebenjåhrigen Kriege hatten die Feinde Ostfriesland und den Hafen zu Emden besetzet, und so nahm diese Compagnie von selbst ein Ende, da die Theilhaber weder Hafen zum Ausrůsten noch zum Einkaufe hatten, und da ihnen von den Englåndern aus besonderer Gefålligkeit

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 365.

(**) Ebendaselbst. pag. 365. 366.

war verstattet worden, die Waaren ihres lezten Retourschiffes in England zu verkaufen. Dieß waren die Ursachen warum die Theilhaber ihr zusammengeschossenes Geld zurücknahmen. Keiner erlitt den allergeringsten Verlust, weder an Zinsen noch an Capital. Der Vortheil dieser ostindischen Compagnie hätte sehr groß seyn müssen, wenn nicht etwa ein Fehler bey der Administration im Wege gewesen wäre: denn von allen ausgesandten sechszehn Schiffen ward keines verlohren, und keines kam ohne eine reiche Ladung zurück.

Mit dieser ostindischen Compagnie hat die nachher errichtete Seehandlungs Societät nicht die geringste Gemeinschaft. Auch mit dem ostindischen Handel hat sie gar nichts zu thun. Zu diesem gab der König in der Folgezeit verschiedenen Schiffern aus Bremen und Ostfriesland auf einzele Farthen sogenannte Indulten; fast eben so wie man den ostindischen Handel in Portugall treibt.

Zwey weise Absichten hatte der König bey Errichtung der Seehandlungs Societät. Erstlich, ward sie verbindlich gemacht, gegen die Vortheile die er ihr einraumte, jedes Jahr in den Häfen der Ostsee eine Anzahl Kauffarteyschiffe zu erbauen, und diese sollten unter preüssischer Flagge fahren. Hätte man diese Absicht des Königs genau befolget, so wäre hieraus der vortheilhafteste Handlungszweig für die preüssischen Staaten entstanden. Wenige begreifen, wie ganz vorzüglich der sogenannte Cabottagehandel einem Lande vor jedem andern Handlungszweige den grösten Gewinn an baarem

baarem Gelde bringet. Ganz Holland bestehet eigentlich nur durch diesen Handel. Sechstausend holländische Küstenbefahrer, die für eigene und fremde Kaufleute, gleichsam die Frachtkärner zur See sind, verdienen für die Geldmasse des Staats weit mehr als Holland durch den Handel nach beyden Indien. Die berühmte preussische Seestadt Stettin, hat nach den Hafentabellen alljährlich mehr als vierhundert einlaufende, und auch so viele auslaufende Schiffe. Von Gehalt sind diese Schiffe von hundert bis zu dreyhundert und mehrern Seelasten; und schon vor dem siebenjährigen Kriege war zum Exempel auf Bourdeaux, keine Fracht unter zehen Thaler für die Last zu bedingen. Anjetzt ist diese Fracht noch ungleich theurer. Nun rechne man hiernach, vierhundert Hinreisen und eben so viele Rückfarthen: so kann man durch das Beyspiel dieses einzigen Hafens beweisen, welchen Vortheil ein König von Preussen der Geldmasse seines Staates verschaffen würde, wenn er es dahin bringen könnte, daß man nur den grösten Theil der Frachten von Sachen, die in seinen Ländern aus und ein geführet werden, auf preussischen Schiffen fahre.

Die zweite weise Absicht des Königs bey Errichtung der Seehandlungs Societät, gieng dahin, dem Kaiser den ungeheuren Gewinn auf dem Salzverkauf in ganz Polen nicht allein zu lassen. Oesterreich hatte sich bey der Theilung von Polen die Steinsalzgruben völlig zugeeignet, und diese waren ihm in dem ersten Theilungsproject doch nicht beygeleget.

geleget. Nun fand man, daß wenigstens Polens nördliche Provinzen mit Seesalz versehen werden könnten, und daß hierbey fast ein gleicher Vortheil zu finden wäre als auf dem Steinsalze. Auf diese Speculation gründete Friedrich zuerst seine Seehandlungs Societät. Man errichtete also eine Salzcompagnie auf Rechnung des Königs. Diese Compagnie hatte den Einkauf alles Salzes in Liverpool, und so wurden durch die Concurrenz der Einkaüfer die auswärtigen Salzpreise nicht gesteigert. Diese Salzcompagnie überließ der Seehandlungs Societät die Seelast zu einem beständig festgesetzten Preise, worauf diese durch den Particularverkauf in Polen funfzig und mehr von Hundert gewinnen konnte; und allemal dadurch sicher war die Dividende ihres zusammengebrachten Fonds zu decken.

Bey solchen weisen Absichten konnte der grosse Defect in der Seehandlungscasse nur aus den Unrichtigkeiten entstehen, die in der Sentenz über ihren Vorsteher, den auch deswegen nach Spandau gebrachten Minister von Görne, weitlaüfig erzählet sind.

Friedrichs edles Herz, das ihm die halbe Welt abspricht, zeigte sich bey dem Proceß des Ministers von Görne so sehr wie bey vielen tausend andern Gelegenheiten. Eh man noch die allein durch Görne veranlassten Ursachen des creditlosen Zustandes der Seehandlungs Societät kannte, gab ihr Friedrich, zu ihrer Erhaltung, einen Vorschuß von mehr als einer Million Thaler. Bey dem

Concurs

Concurs berichtete die Commission dem Könige, diese Million könne man aus der Masse der Görnischen Güter und Effecten erstatten, wenn der König sich seines rechtskräftigen und verfassungsmässigen Vorzugsrechts bedienen wolle. Vermöge dieses Vorzugsrechts erhielt der König ihm gestohlene Gelder zuerst, und diejenigen Creditoren die dem Herrn von Görne ohne genugsame Sicherheit ihr Geld geliehen hatten, mussten leer ausgehen. Friedrich der Grosse antwortete der Commission: „Nein! den Schaden muß Ich tragen; denn es „ist meine Schuld, daß ich so schlecht gewählet „habe, und einem solchen Menschen, wie Görne, „eine solche Sache auftrug."

So viel ich weiß, erzählet diese durch Acten erwiesene und landkundige Geschichte, kein berlinischer Anecdotenhändler.

18. Cap.

Ueber seinen Schatz.

Wie konnte ein König von höchstens sieben Millionen Unterthanen, der eine Armee von zweyhundert tausend Mann unterhielt, der Gebaüde eben so leicht hinstellte als man sie anderwärts zeichnet, einen grössern Schatz sich sammeln, als kein Monarch in Eúropa hat?

Dieß fragte ein Franzose. Man kann es ihm nicht verdenken, und man nimmt sich hier die Freyheit ihm zu antworten: Verschaffet euch, ihr Herren, einen König von durchdringendem Verstande; von einer Arbeitsamkeit, wie man sie gar äusserst selten auf Thronen findet; einen König, der sich selbst allen überflüssigen Aufwand entziehet; der für seine eigene Person, und für seinen ganzen Hofstaat, nicht mehr als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler verzehret, ob er gleich am Ende jedes Jahres einen Ueberfluß von acht Millionen Thaler über den Aufwand aller Staatsbedürfnisse hat; lasst diesen König über sechs und vierzig Jahre, nach selbstständigen ununterbrochen befolgten Planen und Grundsätzen regieren: so habt ihr den Schatz König Friedrichs des Grossen!

Mich wundert daß Friedrichs Schatz nicht noch grösser war. Aber seine Absicht war nicht mehr zu sammeln, als er zur wirklichen Erhaltung seiner Monarchie bedurfte.

Friedrichs Lobredner, der vortrefliche und höchst verehrungswürdige Graf von Güibert, sagt: „Man „beschuldigt den König von Preussen, er habe in „seiner Staatsverwaltung viele despotische und „übel berechnete Schritte gethan. Er habe, „zum Exempel, die Münze verfälscht; habe einen „unermeßlichen Schatz gesammelt, der Betrieb„samkeit dadurch Capitale entzogen, und die Leb„haftigkeit des Geldumlaufs gehemmt; er habe „die Zölle, die Forsten, die Posten, die Fabriken,

„alle

„alle einträgliche Anlagen an sich gezogen, und „daraus mittelbare Auflagen und Druck für seine „Völker gemacht; er habe in seine Staaten die „französische Finanzverwaltung, und sogar Päch„ter aus dieser Nation, bey seiner Accise und allen „seinen öffentlichen Gefällen eingeführt. Man „setzt hinzu, daß zu gleicher Zeit, da er in seinen „Ländern, gegen alle gesunden Grundsätze, alle „Quellen des Reichthums an sich gezogen, er die „Freyheit seiner Unterthanen in vieler Rücksicht „eingeschränkt habe, so daß ein reicher Mann „weder seine Ländereyen verkaufen, noch ausser „dem Lande leben, noch seine Kinder nach Gefal„len verheürathen dürfen, und die höchste Ge„walt habe in diesem Staate beständig über das „Vermögen der Unterthanen mit der Gierigkeit des „Fiscus und mit der Strenge der Inquisition ge„macht (*).

So sprach man an der brandenburgischen Gränze rund herum, so sprachen beynahe alle Minister und zumal alle Hofleüte in Deütschland, so sprach man in Frankreich und in ganz Eüropa. Aus allem was in diesen Fragmenten schon gesagt ist, und noch so deütlich gesagt werden wird, daß es jedem klar und offenbar vor seinen Augen liege, weiß man und wird man bald noch deütlicher erkennen und wissen, wie völlig ungegründet und wirklich widersinnig alle diese Beschuldigungen

(*) Eloge de Fréderic II. übersetzt von Zöllner. S. 197. 198.

samt und sonders sind. Eine Regierung unter welcher die Zinse von sechs von Hundert und darüber auf vier herunter gefallen sind, hat doch wohl nicht den Geldumlauf gehemmt. Aber es giebt im Preüssischen noch ein anderes Zeichen, selbst des Ueberflusses an baarem Gelde: Millionen sind bey den Bankcomptoirs an allen Orten zu zwey und dritthalb von Hundert belegt. Zölle, Forsten und Posten gehören in keinem Lande zum bürgerlichen Gewerbe; solche Einwürfe bedürfen gar keiner Antwort. Wo ist im Preüssischen eine Verordnung die verbietet, daß jemand seine Kinder nicht ausser Landes verheürathe? Unzähliche Exempel hatte man unter Friedrichs Regierung, daß auch reiche Personen sich ausser Landes verheürathet haben, ohne daß Friedrich danach fragte. Welchem reichen Manne hat wohl Friedrich verboten seine Grundstücke nach Belieben zu verkaufen, oder wenn er wollte, ausser Landes zu ziehen? Mit guter Art wird wohl jeder weise Regent zu verhindern suchen, daß nicht viele reiche Leüte aus seinen Ländern ziehen; aber Härte und Gewaltthätigkeit hat Friedrich zu diesem Zwecke niemals angewendet. Nur konnte man nicht ohne seine Erlaubniß adeliche Güter an bürgerliche verkaufen. Hingegen heürathete der reiche Graf von Reder die einzige Tochter des Banquiers Orguelin, die ihm vierhundert tausend Thaler zubrachte; zog damit nach Sachsen, und wohnte auf der von ihm erkauften Herrschaft Königsbrück; niemand hat ihn dafür in Inquisition genommen, niemand

hat

hat ihn darüber fiscalisirt. Aber unmöglich kann man sich zu einer Antwort auf so viele grundfalsche Angaben entschliessen, oder zu Gegenbeweisen des leeren Geschwätzes bodenloser Wortmacher.

Alles übrige Geld kam auch in den lezten Jahren gar nicht in Friedrichs Schatz. Man kann und darf dieß hier behaupten, ob zwar gleich ein berlinischer Historiettensammler den unwitzigen Einfall hat: die königlichen Cassen haben wohl noch Niemanden von ihrem Zustande Nachricht ertheilet (*)! — Die Nachricht kann man wenigstens hier, diesem berlinischen Witzling geben, daß der König sehr oft dem Herrn Minister von der Horst sagte: „Ich will nicht mehr Geld in „meine Schatzkammer legen, als etwa zu einem „zwölfjährigen Kriege erfodert wird. So lange „kann anjetzt kein Krieg dauren; und mehr Geld „verschlossen zu halten, als die Nothwendigkeit „erfodert, wäre schädlich.“

Acht Millionen behielt Friedrich in den leztern Zeiten, nach Bestreitung aller Kosten von welcher Art sie auch seyn mochten, jedes Jahr zu seiner freyen Verwendung. Er verdoppelte hiernach seine wohlthätigen Ausgaben für seine Provinzen, für hülfsbedürftige Unterthanen, für Gebaüde, und andere öffentliche Ausgaben, die nur dazu dienen sollten mehr Geld in Umlauf zu bringen. Als ein getreüer Haushälter über die Staatseinkünfte und ihre

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XV. 130.

ihre nützlichste Verwendung, richtete er immer seine erste und gröste Aufmerksamkeit auf die Vermehrung des Geldumlaufes.

Viel besser aber wäre es, wenn ein König in Preüssen gar keinen Schatz hätte, sagte einst der gewaltige Graf von Mirabeau (*). Dieser Gedanke war höchst patriotisch für Frankreich: denn ein König von Preüssen ohne Schatz, wäre für Frankreich ein König ohne Consequenz. Dieß fühlte der schlaue Mirabeau, und doch hielt man ihn in Berlin sehr unschlau für Preüssens grossen Freünd!

Einem Könige von Preüssen ist nichts so nöthig, wie die Beybehaltung eines grossen Schatzes. Die gröste Armee würde ihm zu nichts dienen, wenn sie nicht in eben dem Augenblicke beweglich gemacht werden könnte, in welchem Preüssen einer grossen Armee bedarf. Daß dieß ohne einen grossen Geldvorrath möglich sey, glaubt gewiß kein Mensch. Aber diesen Geldvorrath, in dem Augenblicke da man desselben bedarf, durch Auflagen und Anleihen gleich anzuschaffen, dieß ist ganz unmöglich nach der Lage und Beschaffenheit der preüssischen Länder. Baares Geld ist also das einzige Rettungsmittel bey einem Kriege. Friedrich machte bey dem fürchterlichsten Kriege, der jemals über ein Land kam, nicht die allergeringste

Aufla-

(*) Lettre remise à Fréderic Guillaume II, le jour de son avénement au trône, pag. 48. 49. 50. 51.

Auflage; und bey erfolgtem Frieden erließ er seinen Unterthanen nicht nur eine unglaubliche Summe von rückständigen Landesabgaben, sondern er warf noch viele Millionen baares Geld unter sie aus.

Graf Mirabeau verweiset den König in Preüssen mit seinem Schatze in fremde Fonds (*). Hier stehet alle Vernunft stille, wenn man sich erklären möchte, wie Herr von Mirabeau sich zum Präceptor von deütschen Königen aufwerfen will, und bey der allergeringsten Kenntniß der eüropäischen Staaten und ihrer Verhältnisse gegeneinander, einen solchen Rath geben konnte. Eine eüropäische Macht, die den ganzen Geldvorrath einer andern in ihrem Lande hat, wird nothwendig völliger Oberherr dieser Macht. Sie zwinget sie ihrem Eindruck zu folgen, da sie ihr die Mittel entziehen kann wider denselben zu handeln.

Aber Friedrichs Schatz nahm doch im siebenjährigen Kriege ein klägliches Ende, wenn man einem pragmatischen Historiker glauben soll. Dieser Historiker, Herr Büsching, sagt: „der siebenjäh„rige Krieg machte die Schatzkammer ganz leer. „Bey dessen Ende hatte der Tresorier Buchholz nur „achthundert Thaler schlechten Geldes in der Hof„staatscasse vorräthig, die ihm der König schenkte, „die aber kaum dreyhundert Thaler guten Geldes „werth waren. Der geheime Cabinetsrath Köp„pen aber hatte noch zweyhundert tausend Thaler „schlech-

(*) Ebendaselbst. pag. 58. 59.

„schlechten Geldes unter seiner Aufsicht und Ver„wahrung (*).“

Es scheint mir immer, ich sey höchst unbescheiden, so oft ich irgend etwas gegen Herrn Büsching erinnere. Dieser über unzähliche Dinge höchst vortreflich und höchst pragmatisch unterrichtete Mann kennet selbst so genau die Gesetze historischer Prüfung, versichert selbst so treuherzig: Er sey nie vorschnell, er untersuche alles scharf und unmittelbar, er gebe gerne jedem Zweifel Raum, er spare weder Mühe noch Kosten um Gewißheit zu erlangen, und es sey ihm schon zur Natur geworden nur den ersten und ganz unmittelbar zuverlässigen Zeugen völlig zu trauen, denn Richtigkeit und Wahrheit gehe ihm über alles — daß mir wahrlich jedesmal bey meinen Gegenerinnerungen schwarz und grün vor den Augen wird! — Aber da Herr Büsching hinzusetzet, daß Ihm keine Verbesserung seiner Bücher unangenehm ist, so wage ich es, über die von ihm angegebene Leerheit von Friedrichs Schatzkammer am Ende des siebenjährigen Krieges, hier einige vielleicht nicht ganz leere Erinnerungen zu machen.

Der Kriegsrath Buchholz war Hofstaats Cassen Rendant; er hatte des Königs Dispositions und Ueberschuß Gelder zu berechnen. Der Geheimerath Köppen war Generalkriegscassen Rendant, und im Felde Kriegszahlmeister. Nicht das allergeringste hatten

(*) Büschings Charakter Friederichs, des Zweiten. S. 216.

hatten diese beyde Männer mit der Schatzkammer zu thun. Sie konnten in ihren Cassen zwey Millionen Thaler, oder zwey gute Groschen haben, ohne daß es sich hieraus schliessen ließ, was Friedrichs Schatzkammer enthielt, oder was ihr fehlte. Ein Minister, und nicht ein Rendant, hatte von jeher wie anjetzt, den Schlüssel zu der Schatzkammer; und dieser Minister hat die Hauptrechnung über den Schatz zu führen.

Aus seiner wahrlich nicht leeren Schatzkammer theilte der König gleich nach dem siebenjährigen Kriege, sechs Millionen Thaler an seine verarmten Länder aus; und er erließ ihnen über dreyzehn Millionen rückständiger Landesabgaben. Aber nicht nur ward im siebenjährigen Kriege Friedrichs Schatzkammer nicht ausgeleeret wie Herr Büsching sagt, sondern während dieses ganzen Krieges ward nicht einmal gerade aus der Schatzkammer, weder an die General Kriegszahlcasse, noch an des Königs Specialcasse gezahlt, sondern allemal aus der Münze. Nach der Münze giengen alle zu den laufenden Ausgaben bestimmte Gelder, aus dem Schatze, aus den Subsidien, aus den Kriegscontributionen, und aus der sächsischen Landeseinnahme. Alle diese Gelder brachte man, nach gehöriger Umwandlung, zu den Kriegszahlungen in Lauf. Hätte also Herr Büsching nur noch einige Wochen gewartet, um unmittelbar bey Herrn Köppen scharfe Erkundigung einzuziehen, so hätte er in dessen General Feld Kriegescasse, anstatt zweyhundert tausend Thaler, gar nichts gefun-

gefunden; denn diese Casse hörte mit dem Frieden auf.

Friedrichs Schatz war während des siebenjährigen Krieges, halb in Magdeburg, und halb in Stettin: und einige Monate nach dem Kriege brachte man diesen Schatz wieder nach Berlin.

19. Cap.

Ueber das Münzwesen im siebenjährigen Kriege.

Alle in den siebenjährigen Krieg verwickelten eúropäischen Mächte, waren gezwungen ihre Kräfte aufs Höchste zu spannen. Sie konnten kein mögliches Mittel verabsaúmen, um zu den nöthigen Geldern zu gelangen. Ungeheúer waren von allen Seiten die Anstalten, die Armeen, und besonders die Artillerie. Solche gewaltige Artilleriezúge, hatte man in einem Landkriege noch nie auf dem Erdboden gesehen; und man hat berechnet, daß diese Menge Artillerie bey einer Armee jetzt eben so viel Geld kostet, als vormals eine ganze Armee.

Frankreich setzte viele deútsche Länder in Contribution, sog viele aus, und machte doch im siebenjährigen Kriege tausend Millionen Livres neúer Schulden. Oesterreich machte gewaltige Auflagen, erschuf eine Menge Bancopapiere oder eigentlich Staats-

Staatsobligationen, seinem Staate zur beständigen Last und Verzinsung. Ausgeleeret ward der grosse Schatz des Hauses von Medicis. Ausgegeben wurden die vielen Millionen, welche Kaiser Franz der Erste, mit aller Mühe und Arbeit eines geschickten Banquiers, zusammengebracht hatte. Er gab sie hin an seine Gemahlinn, zur Rettung des Staats, besonders nach der Schlacht bey Leuthen. Oesterreichs Staatsschulden betrugen am Ende des siebenjährigen Krieges auf hundert Millionen Thaler. Schweden war beynahe bankrott. Rußland machte Auflagen und Schulden; und England vermehrte die seinigen auf eine schreckliche Art.

Friedrich der Grosse sah dieß alles. Aber er sah auch, sein Schatz werde nicht sehr lange hinreichen, um ganz allein die Ausgaben eines solchen Krieges zu bestreiten. Sein Land wollte er durch ausserordentliche Kriegesauflagen nicht drücken. Er wusste wohl wie viel seine eigenen Provinzen, wegen ihrer gefährlichen Lage, würden zu erdulden haben. Also suchte er ein Mittel; und fand es, in einer veränderten Ausmünzung des Geldes.

Unzähliche Vorwürfe hat sich Friedrich durch dieses Rettungsmittel zugezogen. Aber er verachtete diese Vorwürfe nach seiner gewöhnlichen Art, und hielt sie keiner Antwort werth. Selbst einem Theile seiner Verehrer entgiengen hierüber, aus Unwissenheit, die härtesten Urtheile. Keine Begebenheit aus Friedrichs Geschichte verdienet darum mehr, daß man sie in ihr wahres Licht setze.

Würde man weiter nichts sagen, als Friedrich habe im siebenjährigen Kriege seine Soldaten weiter mit nichts bezahlet als mit Kupfer und Blech, so brächte man das Andenken dieser Dinge auch anders nicht auf die Nachwelt, als im Gewande und unter der Mißgestalt der Satyre.

Gleich nach seinem ersten Einbruche in Sachsen und in einen Theil von Böhmen sah der König, daß es ganz von ihm abhänge, in Ländern die er wie die seinigen und durch die Kriegescontributionen noch stärker benutzte, auf die laufende Münze den Werth zu setzen, den er für dienlich hielt. So hoch wie er die laufende Münze in Contributionszahlungen annahm, so hoch konnte er sie auch in diesen Ländern wieder ausgeben. Also ließ er vorerst die Mark Silber, aus welcher man nach dem damaligen Graumannischen Fusse dreyzehn und einen Drittel Thaler prägte, zu sechszehn Thaler ausmünzen. Er stieg damit, nach wenig Monaten, bey einem erneüerten Münzcontract. So gieng er von Zeit zu Zeit immer weiter. Am Ende golt dieselbige Masse von Münzmetall, die sonst fünf Thaler that, dreyzehn, vierzehn, und, besonders in den zulezt erschienenen Groschen, funfzehn Thaler.

Höchst ungegründet und irrig wird allgemein und noch zu dieser Stunde geglaubt, die jüdischen Kaufleüte, Ephraim, Itzig und Moses Isaac, haben einzig und allein die Aufsicht über diese ganze Ausmünzung, die Bestimmung des innern Werths, und also auch verhältnißmässig die grösten Vortheile

theile von dieser Geldumschaffung gehabt. Man suchte sich deswegen in Berlin damals wie seitdem gegen sie zu rächen. Bey der grossen Illumination, die den gehoften aber nicht erfolgten feyerlichen Einzug Friedrichs nach seiner Wiederkehr aus dem siebenjährigen Kriege verherrlichen sollte, fand ein Spaaßvogel in Berlin grossen Beyfall, weil er vor seinem Hause ein illuminirtes Schwein aushieng, das Friedrichsd'or fraß und gute Groschen von sich gab. Unter diesem Schweine brannten die Worte: pour Ephraim!

Trug, Wahn und Unwahrheit ist aber dieß alles. Diese berühmten, jüdischen Kaufleute waren blosse Münzlieferanten; und sie hatten auf den Metallen, die sie in die Münze lieferten, nicht mehr Gewinn als acht von Hundert. Durch die Einwechselung allein konnten sie sich Vortheile verschaffen. Aber den grossen Gewinn bey der Erhöhung hatte bloß der König; oder besser zu reden, das bedrängte und Einsturz drohende Staatsgebaüde der preüssischen Monarchie.

Ein wahres Wunder geschah aber hierbey, und Friedrich allein verrichtete diese Wunder. Sein durchdringender Geist gab ihm bey diesen Geldspeculationen ein Mittel an die Hand, den Feind in eine ganz sonderbare und unerhörte Contribution zu setzen. Maria Theresia musste von allem Gelde, das die ganze österreichische Armee kostete, eine sehr schwere Abgabe an Friedrich bezahlen.

Dieß kam so. Als der Feldmarschall Daun im Jahre 1758 das Glück hatte so weit in Sachsen einzudringen, daß er Dresden besetzte, konnte er doch nicht weiter kommen. Unter preußischer Contribution stand der übrige Theil von Sachsen, und da galt der preußische Münzfuß. Friedrich ließ also durch einen preußischen Münzlieferanten, welcher Freunde und Anverwandte bey dem österreichischen Commissariat hatte, dem Feldmarschall Daun vorschlagen: man verspreche ihm bey der Zahlung für seine ganze Armee und sein ganzes Proviantwesen vierzig von Hundert, also zwey Fünftel Gewinn. So viel Geld könne er also der Kaiserinn ersparen, wenn es ihm nur beliebe alle Geldsorten, die er von Wien zur Auszahlung der Armee erhalte, gegen preußisches Geld auszuwechseln. Bey der Ausgabe in Sachsen, sagte der Emissair, werde das preußische Geld eben die Dienste thun; und dafür versprach er nun dem Feldmarschall einen Gewinn von vierzig von Hundert für den Unterschied des innern Werths.

Dem Feldmarschall Daun schien dieser Vorschlag sehr vortheilhaft; also berichtete er denselben auch gleich nach Wien. Daun war aber kein Münzwardein; und diejenigen in Wien, die Wardeine seyn sollten, befiel eine grosse Geistesabwesenheit: denn der Vorschlag ward angenommen! — Es leben noch Personen vom grossen Ansehen, die erstaunende Summen österreichischer Souverainsd'or in den preußischen Staaten ankommen sahen, welche man sodann gegen preußische

sische Münzsorten auswechselte. Daun gewonn durch diese Operation, auf der ganzen Ausgabe für die österreichische Armee vierzig, und Friedrich sechzig Procent.

Nun wird man begreifen wie der preüssische Schatz beym Ausgang des siebenjährigen Krieges, eben so stark seyn konnte, als vor dem Anfange dieses Krieges. Der König hatte Münzcontracte von einem Novembermonat zum andern, binnen welchen das Metall musste geliefert werden für die Ausprägung von hundert Millionen Thaler.

Friedrich widersetzte sich seinen Feinden fürwahr, bey allen diesen Münzoperationen, mit eben der Klugheit, die er im Felde an der Spitze aller seiner Heere bewies.

So lange die Erhöhung noch mässig war, geschah die Ausprägung dieses neüen Geldes noch unter preüssischem Stempel. Aber sobald diese Erhöhung zu groß ward und das Geld zu geringhaltig, wollte Friedrich nicht mehr sein Gesicht darauf haben, sondern das Gesicht des guten Königs von Polen. Um indessen doch den Stempel abzuwechseln, erkaufte man von dem Fürsten von Anhalt Bernburg den Gebrauch des Seinigen; und unter diesem ward auch viel preüssisches Geld nach dieser Kriegsmanier gemünzet.

Die Schweden waren die ersten von den kriegführenden Mächten welche Gefallen an dieser Art zu münzen fanden. Sie schlugen eine Menge leichten Geldes. Es war mit einem Greif, dem Wap-

pen von Pommern, bezeichnet; und von allem schlechten Gelde war dieses schwedische Geld das allerschlechteste. Aber da die Schweden nur einen kleinen Bezirk hatten, wohin sie kommen und dieses Geld in Umlauf bringen konnten, so ward auch ihr Vortheil dadurch sehr eingeschränket. Dieser Vortheil konnte nur für denjenigen statt haben, der seine Ausgabe über das treiben musste, was er in seinem eigenen Lande einnahm.

So cursirt zum Exempel in Polen eine Kupfermünze, die man Timpfe nennet. Solche Timpfe werden nicht nur unter polnischem sondern auch unter preüssischem Stempel, in grosser Menge zu Breslau und Königsberg ausgemünzet. Aber diese Münze hat keinen Cours im Lande, denn sie ist nur zu auswärtigem Gebrauche bestimmt, und bloß zum Handel mit Polen. Nicht falsche Gulden, wie mir einst ein höchst vortreflicher preüssischer Officier und grosser Verehrer Friedrichs mit blutendem Herzen hat versichern wollen, sondern dreissigtausend Centner dieser Timpfen, ließ einst der König, unter recht schönem Stempel, mit etwas vermindertem innern Gehalte auf einmal ausprägen. Die Polacken bewunderten und liebten diesen schönen Stempel. Man bezahlte ihnen damit, die gewaltigen Kornlieferungen für die preüssischen Magazine. Die Wechseljuden bemühten sich sodann, nach ihrer gewöhnlichen Betriebsamkeit die polnischen alten Timpfe für die schönen neüen unter dem vortreflichen preüssischen Stempel auszutauschen; und so kam in kurzer Zeit von jenen

nen die Anzahl unglaublich vieler Millionen zur preußischen Münze.

Es war ein Glück für die preußischen Staaten, daß der König im siebenjährigen Kriege, weder auf übertriebene Kriegssubsidien, wie dieß in andern Staaten geschah, noch auf Papiergeld verfiel. Mehr baares Geld fand sich dann doch wenigstens am Ende des Krieges in allen preußischen Ländern, als man vor dem Kriege hatte. Alles kam jetzt nur darauf an, daß man den Besitzern dieses Geldes ohne ihren grossen Nachtheil, den Schwindel benehme, in dem sie sich nach der Zahl ihrer Thaler für Besitzer von Millionen hielten, da sie doch nur den dritten Theil des wirklichen Werths besassen.

Hätte man aber auf einmal die Münze wieder auf den alten Fuß heruntergesetzet, so hätte man alles in Unordnung gebracht, und wenige kleine Handelshaüser wären ihrem Umsturz entgangen. Dieß sah Friedrich. Also ließ er so vieles Geld als in seinem Lande zum Umlaufe erforderlich seyn konnte, unter abermal veränderten Gehalte ausmünzen. Dieses Geld war weit besser als die Kriegesmünze, aber um zwey Fünftheil schlechter als das alte Geld nach Graumannischem Fusse. Ein Friedrichsd'or von dieser Art hielt an wirklichem Werth drey Thaler, und man nannte sie Mittelfriedrichsd'or.

Die Zeit war nur auf ein Jahr gesetzet, in welcher dieses Geld sollte im Umlaufe bleiben. Sodann ward der jetzige Münzfuß wieder angenommen;

nommen; aber mit einem für die Fabriken höchst nützlichen Unterschied. Das Silber wird nun zu vierzehn Thaler aus der Mark fein ausgemünzet, und das Gold nach dem alten Pistolenfusse.

Durch diese Münzumwandlung im siebenjährigen Kriege ward also doch grossentheils der preüssische Staat gerettet. Friedrich, der den Werth seiner Handlungen nicht nach anderer Urtheile wog, sondern wie jede starke Seele nach seinem eigenen Bewusstseyn: freüete sich des grossen Gedankens, der ihm so glücklich und ganz gelang, indeß da die halbe Welt auf ihn schimpfte und mörderlich gegen ihn schrie. Er gestehet selbst, diese Münzumwandlung sey ein eben so gewaltsames als schädliches Mittel, aber es war das einzige womit er seinen Staat aufrechthielt (*). Er freüete sich, daß er der Erfinder dieses Hülfsmittels war, zur Rettung seiner Monarchie und zur Befestigung seines Throns. Mehr als einmal hörte man ihn mit edlem innern Wohlgefallen sagen: „Ich bin dieses „Rettungsmittel meiner eigenen Ueberlegung, und „nicht meinen Financiers schuldig.“ — Keinen von Lehrstühlen hergehohlten Grundsätzen giebt ein König und ein Staatsmann Gehör, wenn er nichts als das allergewaltsamste Mittel sieht seinen Staat zu retten: so wie auch Privatleüte, wo es auf Widerstand ankommt, sich jede Äusserung von Widerstand und Stärke erlauben.

Ueber

(*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 150.

Ueber alle Erwartung wirkte dieses Mittel nicht nur im Kriege, sondern auch nach dem Frieden. In dem Augenblicke nach seiner triumphvollen Rückkehr, hatte und verwendete schon Friedrich das nöthige Geld, zur Wiederaufbauung aller seiner zerstörten Städte und Dörfer, zur Herstellung aller seiner Festungen, zu kostbaren und höchst nützlichen Einrichtungen in Fabriken, und zu allen möglichen Hülfsmitteln der Bevölkerung und Nahrung seiner Länder. Mehr als hunderttausend seiner Unterthanen kamen deswegen zurück in ihr Vaterland. Mit hoher königlicher Pracht ließ er das grosse Schloß im Garten von Sanssouci vollenden, und brachte dadurch unermeßliche Summen in Umlauf unter alle Handarbeiter und Künstler. Selbst seine Armee fieng er gleich wieder an zu vermehren. Einige tausend Canonen wurden umgegossen. Alle Staatsschulden und alles was der ganze siebenjährige Krieg gekostet hatte, war im ersten Friedensjahre rein ausbezahlt. Viele Millionen baares Geld schenkte Friedrich, wie man weiß, gleich nach dem Kriege an seine verarmten Provinzen; er erließ ihnen gleich viele Millionen rückständiger Landesabgaben: und dabey blieb ihm sein Schatz.

20. Cap.

Ueber seine Gesinnungen für den Adel. Ueber sein Verhalten gegen denselben. Ueber den Schutz den er dem geringen Manne gegen den Stärkern gab.

Friedrich der Grosse sagt ganz am Anfange seiner Denkwürdigkeiten des Brandenburgischen Hauses: eine Familie ist in der Welt so alt wie die andere! — Als Philosoph verlachte er also, doch zuweilen, die zufälligen Verdienste der Geburt, also die Adelsvorurtheile.

Sehr menschlich dachte auch deswegen der berlinische Adel über diesen in Deütschland so höchst kitzlichten Punkt. Nirgends in ganz Deütschland wurden Bürgerliche, die keine Ursache haben vor Edelleüten in Verlegenheit zu seyn, besser, höflicher und liebreicher aufgenommen, wie in den Haüsern des Adels in Berlin. Niemand nimmt es auch in Berlin übel, daß Frau von Maintenon vor beynahe hundert Jahren, von einer ihr bekannten wahrscheinlich deütschen Dame sagte: Sie hat nichts rohes, nichts ungebildetes, nichts unverständiges, nichts gemeines an sich, als nur ihren Adelstolz (*).

Höchst

(*) Elle n'a de bourgeois que sa vanité sur sa noblesse.

Höchst sonderbar ist jedoch ein Gesetz, das man geneigt seyn muß, bey einem so philosophischen Könige für blossen Scherz zu halten. Als Friedrich der Grosse am Anfang seiner Regierung, der Academie der Wissenschaften in Berlin eine neüe Einrichtung gab, und man die gröste Mühe hatte Mitglieder zu finden, ertheilte Er ihr dieses höchst sonderbare, und wirklich comische Gesetz: „ein „Edelmann kann Mitglied der Academie der Wis„senschaften in Berlin seyn, ohne daß dieß seinen „Adel beflecke!“ — Der President von Maupertüis bat in der Folge, daß dieses Gesetz abgeschaffet werde, und es geschah. Zeiten und Denkart haben sich auch seitdem sehr verändert: „denn „schon seit sehr langer Zeit, ist die Kaiserinn von „Rußland, Catharina die Zweite, Mitglied der „Academie der Wissenschaften in Berlin.“

Bey Besetzung der Civilbedienungen achtete Friedrich gar nicht auf Adel, so sehr auch der Herr Graf von Mirabeau daran zu zweifeln scheint. Das gröste Verdienst, die grössere Fähigkeit gaben hier den Vorzug. Er hat unadeliche Minister gehabt. Er adelte den berühmten und verdienstvollen Oberpresident Domhard in Preüssen, erst in seinem hohen Alter. Alle seine Cabinetsräthe waren von bürgerlichem Stande.

Herr von Mirabeau wirft Friedrich dem Grossen vor: er habe eine aberwitzige Ungerechtigkeit erlaubt, da er den Edelleüten, die ihre Schulden bezahlen wollten, den Verkauf ihrer Güter an

Bürger-

Bürgerliche verbot (*). Aber er scheint in Absicht auf die Grundsätze und Beweggründe des Gesetzgebers, und die innere Verfassung seiner Länder nicht recht unterrichtet, indem er diese Verordnung eine Absurdität nennt, und diejenigen die sie befolgten für toll hält. Friedrich erwies dem Adel alle Gerechtigkeit die ihm gebührt; und zuweilen selbst mit wirklicher Ungerechtigkeit für den Bürgerstand.

Ehrenvoll für seine Denkart und ehrenvoll für den Adel, äusserte der König unzähliche male seine Meinung, über den Ursprung und das Daseyn des Adels. Bastiani wollte einst an Friedrichs Tafel behaupten: Fürsten können mit Recht dem Adel die Freyheit von der Steuerabgabe über seine eigene Aecker nehmen; und es käme nur darauf an dieses zur allgemeinen Erleichterung zu befehlen. — „Nein! antwortete Friedrich mit Heftigkeit, denn „der Adel hat mehr Recht frey zu seyn, als wir „Fürsten vielleicht haben den Adel zu beherr„schen! — Er ist der Ueberbleibsel der alten „freyen Nation, und diese wählte sich vormals „Fürsten, zu keiner andern Absicht, als daß sie die „Armeen anführen wodurch die Nation ihre Frey„heit behauptet hat.“ — So dachte ein Monarch, dem man so oft vorwarf, daß er die Rechte der Menschen nicht kenne. Aber gewiß hat Er wohl nie gedacht, daß man einst in Versailles

(*) Lettre remise à Fréderic Guillaume II, le jour de son avénement au trône. pag. 25. 26.

sailles solche Rechte des Volkes gegen die Fürsten werde geltend machen, und dann auch beyläufig die eben angeführte Behauptung des Abts Basiliani, gegen den Adel.

Friedrichs beständiger Grundsatz war es: Klugheit und Billigkeit müsse jeden Fürsten in Europa bewegen, den Adel auf jede mögliche Art zu erhalten, zumal wenn sie betrachten, welche Kraft der Adel ihren Armeen giebt. Sehr deutlich hat Er sich über diese Kraft in seinen nachgelassenen Werken ausgedrücket; aber gewiß auch auf eine höchst niederschlagende Art, nicht nur für unedelgebohrne Officiere, sondern auch für jeden unedelgebohrnen Menschen.

Er sagt: „der Mangel von Edelleuten, und „die Anzahl der verledigten Officierstellen in den „Regimentern, waren nach dem siebenjährigen „Kriege die Ursache, daß man diese Officiersstellen „an unedelgebohrne Menschen geben musste (*). „Es gab ganze Bataillone, bey welchen nur noch „acht Officiere Dienste thun konnten; die übrigen „waren todt, oder gefangen, oder verwundet. Aus „diesen verdrießlichen Umständen kann man leicht „schliessen, daß sogar die alten Regimenter ohne „Ordnung waren, ohne Disciplin, ohne Achtsam„keit, und folglich ohne Kraft (**).“ Er sagt: „Um der Armee einen dem Staate so nöthigen

„Grad

(*) Qu'on eut recours à la roture pour les remplir.

(**) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 162.

„Grad von Vollkommenheit zu geben, hatte man „die Armee von bürgerlichen Officieren befreyet (*). „Diese Art Leüte versetzte man in die Garnisonregi„menter, wo sie wenigstens so gut waren als In„validen! — Und da das Land selbst nicht so „viele Edelleüte hatte als die Armee bedurfte, nahm „man zu Officieren, Edelleüte aus Sachsen, aus „Mecklenburg und aus dem Reiche, unter welchen „man einige taugliche Subjecte fand. Es ist weit „nöthiger als man glaubt, mit dieser Aufmerksam„keit die Officiere einer Armee zu wählen, denn „gewöhnlich ist ein Edelmann ein Mann von Ehre. „Laügnen kann man zwar nicht, daß man nicht „auch zuweilen Verdienste und Talente bey unedel„gebohrnen Menschen finde; aber dieß ist selten, „und wenn es ist, so mag man solche Leüte behal„ten. Aber überhaupt bleibt doch dem Adel nichts „übrig, als sich im Kriege hervorzuthun. Verlie„ret der Edelmann da seine Ehre, so findet er auch „nicht mehr eine Zuflucht in seinem väterlichen „Hause: da hingegen der Unedelgebohrne (le ro„turier) wenn er ehrlose Streiche begangen hat, „den Beruf seines Vaters wieder ergreifet ohne „dabey zu erröthen, und wegen solcher Streiche „sich nicht für ehrlos hält (**).“

Ein

(*) On avoit dégagé le corps des officiers de tout ce qui tenoit à la roture.

(**) Oeuvres posthumes de *Fréderic* II, Roi de Prusse. Tom. V. pag. 167. 168.

Ein unedelgebohrner Schriftsteller macht natürlicherweise keine Anmerkungen über solche sonderbare Meinungen und solche höchst unerwartete Grundsätze eines philosophischen Königs. Genug, Friedrich that was er konnte zur Emporhebung des Adels, und er that es aus den angeführten Gründen. Darum verwandte er auch die grösten Summen zur Verbesserung adelicher Güter, wenn diese Gutbesitzer das Vermögen nicht hatten diese Verbesserung mit eigenen Kräften zu unternehmen. Er schenkte nach dem siebenjährigen Kriege dem schlesischen Adel dreyhunderttausend Thaler, stiftete sonach mit einem Zuschusse von zweyhundert tausend Thaler die bekannten Landescreditcassen, und rettete dadurch in Schlesien vierhundert adeliche Familien. Er bezahlte sogar die Schulden solcher Edelleute, die durch Unglück ausser Stand waren dieselben abzutragen. Den pommerischen Edelleuten gab er nach dem siebenjährigen Kriege fünfhundert tausend Thaler zur Bezahlung ihrer Schulden, und nochmals fünfhundert tausend Thaler zur Herstellung ihrer Güter. In der Folge erhielt der pommerische Adel zur Verbesserung seiner Güter jährlich über dreyhundert tausend Thaler. Eben dieß geschah für die Neumark, und verschiedene andere Provinzen. Sehr beträchtliche Summen wurden nach Verhältniß der möglichen Verbesserungen bey jedem Gute verwendet. Brüche wurden ausgetrocknet und zu Wiesen eingerichtet, Radungen gemacht, wüster Grund in Acker verwandelt, und Bauerhöfe angebaut. Mit wenigen

tausend

tausend Thalern, geschahen oft Verbesserungen bey einem Gute, welche die Einnahme für den Besitzer zwey bis dreymal vergrösserten. Dem Edelmanne verblieb das Capital, ohne daß es aufgekündigt werden konnte; aber er entrichtete davon ein Procent an Zinsen, und bey sehr grossem Gewinne zwey Procent. Aus einer Hälfte dieser Zinse errichtete der König, besonders in Pommern, eine Stiftung zu Jahrgeldern für ganz arme adeliche Witwen; und aus der andern, Pensionen für Dorfschulmeister. Die Vorlesungen des Herrn Grafen von Herzberg sind ein unsterbliches Denkmal dieser der Unsterblichkeit würdigen Handlungen.

So grosse Wohlthaten erzeigte Friedrich dem Adel, weil er ihn für den Kern der alten ursprünglichen Nation hielt. Ganz hätte er seinen Zweck verfehlet, wenn er würde zugegeben haben, daß durch Schulden, die so oft von Verschwendung herrührten, adeliche Güter in bürgerliche Hände kommen. In den meisten preüssischen Provinzen machte selbst die Beschaffenheit der Lehnsgesetze und Landesordnungen dem Könige dieses Verfahren zur Pflicht. Seine eigenen Verordnungen waren nicht neü, denn er befolgte nur genau die Landesgesetze. Nur in wenigen Gegenden der preüssischen Staaten konnte ein Unadelicher ein adeliches Gut besitzen.

Herr von Mirabeau wusste von allen diesen Dingen nichts, und war auch deswegen weniger im Stande diese Dinge zu begreifen. Frankreichs Sitte verdrängte bey ihm diese deütschen Begriffe: denn

denn in Frankreich konnte ein Jude das Herzogthum Pequigny kaufen: und durch einen gerechten Ausspruch des Parlaments ward diesem Juden die Ausübung des Patronatrechts zuerkannt, und den Priestern dieses Herzogthums befohlen auf den Kanzeln für ihn zu beten.

So sehr aber auch Friedrich den Adel in mancher Absicht begünstigte, so wenig liebte er jene allgemeine Aristocratie, die der Herr Graf von Mirabeau mit Recht eine Geisel der monarchischen Staaten nennet, und von der er sagt: das Volk fürchtet und verwirft nicht die Könige, aber ihre Minister, ihre Höflinge, ihren Adel; kurz, die Aristocratie (*).

Ein deütscher philosophischer König, konnte besser sehen als irgend ein anderer König, wie sehr der deütsche Adel geneigt ist seine Vorzüge zu mißbrauchen und welchen Zauber auch nur der Laut seiner Gnade für jede Sclavenseele hat, wie himmelhoch sich darum der dumme Theil des Adels über den Bürgerstand erhebet, und wie klein und sclavisch der dumme Theil des Bürgerstandes sich dem Adel zu Füssen leget. Dieses barbarische Uebergewicht des Adels hat Friedrich nicht gebilligt. Er hätte zwar nach seinen Grundsätzen, die man aus den eben angeführten Stellen seiner nachgelassenen Werke kennet, eine Heürath zwischen Monsieur Tiers-

(*) Lettre remise à Fréderic Guillaume II. pag. 28

Tiers-Etat und Madame Noblesse (*) für eine schreckliche Mißheürathssünde gehalten. Aber sein ganzes Leben hindurch blieb doch auch dieser philosophische König dem Grundsatze getreü: man müsse den geringern Theil der Menschen gegen die untergeordneten Tyrannen (la tyrannie subalterne) schützen. Er hatte gar zu oft gesehen, wie gerne der Stärkere den Schwachen drückt; wie gerne der Officier den Bürger prügelt, und der Beamte den Bauer. Gegen diese Prügelliebhaberey ertheilte er die schärfsten Cabinetsordren, wegen der Bürger gegen die Officiere den 30 May 1763 an den Generalmajor von Mosel, und wegen der Beamten gegen die Bauern den 15 Julius 1749 an die Churmärkische Kammer. Friedrichs Mißtrauen war allgemein gegen jeden der sich einbilden konnte, er habe Gewalt. Nie hat er auch darum die Klage eines Bauren abgewiesen, und wohl gar oft nicht, die erwiesenste Ungerechtigkeit eines Bauren bestrafet.

Die Geschichte des Müllers Arnold ist ein trauriger Beweis, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden kann; und darum ist sie auch wirklich eine sehr erhebliche Begebenheit in Friedrichs Regierung. Man müsste ein grosses Buch

(*) Dieß beziehet sich auf den berühmten Projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiers-Etat et Madame Noblesse, par Mr. *Necker*, in dem Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler. V. Bd. 1 St. 173. S.

Buch schreiben, wenn man diese Geschichte recht entwickeln wollte. Folgende Erzählung derselben, die von andern berühmten Erzählungen dieser Geschichte sehr verschieden ist, habe ich aus einem Munde, der sagen darf, Wahrheit ist mir heilig.

Arnold war ein Müller in der Neumark. Auf den Gütern des königlichen Landraths von Gersdorf entsprang das Wasser, das seine Mühle trieb; durch verschiedene Teiche lief dieses Wasser, eh es zu Arnolds Mühle kam. Herr von Gersdorf fand gut den Mühlenbach um einen seiner Teiche in den andern zu leiten; aber der Bach nahm deswegen doch, wenn die Teiche gewässert waren, seinen Lauf nach der Mühle. Arnold hatte viele Schulden, und zulezt bezahlte er auch nicht mehr seinen Mühlenzins. Hierdurch entstand ein Concursproceß, und durch ein gesprochenes Urtheil ward die Mühle zum Verkauf angeschlagen.

Die Frau des Müllers hatte sehr gute Bekanntschaft mit einem Auditeur des Obersten von Heuking, dessen Regiment in der Nähe lag. Diesem lieben Freunde klagte sie ihre Noth, und dieser verfertigte für sie ein Memorial an den König, worinn er anführte: dem Müller Arnold geschehe durch das über ihn gerichtlich ausgesprochene Urtheil das gröste Unrecht. Das Mühlenwasser sey ihm genommen, und dennoch habe man von ihm den völligen Pachtzins verlanget. Deswegen habe er Schulden machen müssen; und nun, weil

man ihm seine Mühle zum Verkaufe anschlage, komme er an den Bettelstab.

Dem Könige fiel diese Geschichte auf. Er schrieb an das Kammergericht in Berlin: „in Ju„stitzsachen mische er sich sonst nicht: aber Arnolds „Klage falle ihm so sehr in die Augen, daß er dem „Kammergericht befehle, die Sache gleich gründ„lich zu untersuchen, und dem Kläger zu seinem „Recht zu verhelfen.“

Von Cüstrin wurden also die Acten abgefodert. Das Kammergericht sprach in der zweiten Instanz, den Rechten gemäß, eben so wie das erste über Arnold gehaltene Gericht. Aber dem Könige ward über die wahren Umstände kein Bericht abgestattet. Die Acten giengen wieder nach Cüstrin, damit geschehe was die Sentenz verlangte. Dieß war nun wohl ein Verstoß gegen den König, und auch gegen eine in der Welt sehr nöthige Klugheit: denn es ist zwar sehr gut, Recht zu haben, aber nicht gut, wenn man gegen Könige irgend eine Pflicht, oder auch nur einen klugen Schritt, unterläßt.

Arnold kam also wieder an den König, mit einer höchst kläglichen Vorstellung. Der König war erstaunt, daß Er keinen Bericht erhalten habe. Also verlangte Er denselben durch ein Cabinetsschreiben.

Das Kammergericht entschuldigte sich bey dem Könige damit: es sey ihm nicht möglich diesen Bericht abzustatten; denn die Acten seyen ordnungmässig zur Bekanntmachung an die erste Instanz

zurück.

zurückgeschicket. Der König schrieb an das Kammergericht: „können denn die Herren die Acten „nicht zurückfodern?“ — Es ward hierauf dem Könige gemeldet: man könne noch in der dritten oder Revisions Instanz sprechen. Dieß ließ Er sich gefallen, und er befahl daß es geschehe.

Es geschah. Das dritte Urtheil war dem ersten und zweiten völlig gleich; und abermal so gerecht wie beyde. Aber der Müller Arnold kam wieder vor den König, und sagte: alles helfe nichts, und könne nichts helfen: denn man wolle ihn, den Befehlen des Königs zuwider, mit Gewalt unterdrücken. Zum Unglücke hatte man abermal die Klugheitsregel vergessen, daß dem Könige von der Sache ein besonderer Bericht doch billig abgestattet werden müsse. Also kam der König auf den Argwohn, man wolle ihm den wahren Verlauf von des Müllers Arnolds Sache verstecken, und man verfahre darinn mit der grösten Ungerechtigkeit.

Friedrich ergriff nun ein Mittel um hinter die Wahrheit zu kommen, das er oft ergriffen hat, aber nicht immer mit Glück. Er befahl dem nächsten Regimentschef, mit Zuziehung eines Rechtserfahrnen, des Müller Arnolds Sache auf der Stelle zu untersuchen. Der nächste Regimentschef war der Herr Oberste von Heüking, der von der Sache nichts verstand. Der Rechtserfahrne war sein Auditeür, Namens Bech, ein cassirter Advocat, sehr guter Freünd der Frau Müllerinn, und Concipient aller Vorstellungen des

Müllers an den König. Man begreift wie ein solcher Bericht lauten musste. Auch ward nun von dem Herrn Obersten dem Könige heilig versichert: dem Müller Arnold geschehe das gröste Unrecht; und wer an Ort und Stelle sey, bedürfe nur Augen um dieses gewaltige Unrecht zu sehen.

Nun glaubte der König, in seinen Händen liege der Beweis, seine Justizcollegia haben durch drey Instanzen gottlos gesprochen. Ein Strafexempel wollte Er also, vor den Augen seines Volkes, über diese Rechtsverderber verhängen. Auf denselben Nachmittag beschied er, durch einen Befehl an den Großcanzler von Fürst, die drey Kammergerichtsräthe, Friedel, Ransleben und Graun, die in Arnolds Sache gearbeitet und gesprochen hatten, zu sich aufs Schloß. Dem Großcanzler ahndete was geschehen könnte. Sehr edel entschloß er sich also, diese drey Räthe, die redlich und nach ihrer Pflicht untersuchet und gesprochen hatten, nicht zu verlassen; und so gieng er, ungefodert mit ihnen zum Könige.

Friedrich hatte Zahnweh, hatte die Backen verbunden, lag auf dem Sopha, schoß schreckliche Blicke, und ergrimmte bey dieser unerwarteten Erscheinung des Großcanzlers, die Er ganz andern Ursachen zuschrieb. Der Großcanzler wollte die Räthe vertheidigen. Der König rief ihm zu: „Herr, was will Er, wer hat Ihn rufen lassen? „Ich kenne Ihn schon. Weg, weg; Er ist hier„mit cassirt!“ — Einige harte Ausdrücke setzte

der

der König noch hinzu; und als der unglückliche Großcanzler aus der Thüre war, fiel er nun wie ein schreckliches Ungewitter auf die drey Räthe, und donnerte entsetzliche Worte gegen ihre unverzeihliche Ungerechtigkeit. Mannhaft, und sogar heftig vertheidigten sich diese drey Biedermänner. Einer von ihnen sagte dem Könige heroisch: „ich „habe nach dem vollkommensten Recht gesprochen; „und wenn es mir Eüer Majestät auch zehnmal „beföhlen anders zu urtheilen, so werde ich es doch „niemals thun, denn dieß verbietet mir mein Eyd „und mein Gewissen.“

Wie ein wilder Orcan fuhr nun Friedrich auf, sprang heraus, rief die Wache, und sprach: „das „ist doch eine verteüfelte Impertinenz!“ — Nun zitterten die drey Biedermänner, weil sie glauben mussten: der König sey von Sinnen! — Der König bemerkte dieses Zittern, wandte sich freündlich zu den drey Räthen, und sagte mit der grösten Gutmüthigkeit: „Fürchtet eüch nicht; es soll eüch „persönlich kein Leid geschehen. Nur muß ich eüch „in Arrest senden!“

Hat jemals eine heldenmässige Bezwingung des Zorns, irgend einem Menschen Ehre gemacht: o so gebühret hier diese Ehre Friedrich dem Grossen! Er glaubte Recht zu haben, und musste dieß glauben. Er musste glauben, daß der Rath der Ihm so mannhaft widersprach, ein Majestätsverbrechen begehe; und doch benahm er sich mit ihm und den zwey andern, auf der Stelle, mit solcher Gelindigkeit. Solche Uebergänge von Wuth zu

Sanftmuth bemerket man nur bey grossen Menschen.

Die Wache kam indessen und die drey Räthe wurden nach dem gemeinen Stadtgefängnisse gebracht. Nun verlangte der König die Acten dieser ganzen Sache. Man sah sie verschiedene Tage auf seinem Tische liegen. Er las sie, und man versichert, er habe einmal in diesen Tagen gesagt: „aber sollte ich denn unrecht gehandelt haben?" — Die Oberhand behielt indessen doch der dreiste Bericht des Obersten von Heuking, oder eigentlich seines Regimentsauditeurs, des cassirten Advocats, und sehr guten Freundes der Frau Müllerinn; und der König sandte, den eilften December 1779, an den Justitzminister Freyherrn von Zedlitz einen kurzen Aufsatz, nach welchem die Untersuchung gegen die gefangenen Räthe gehalten, und die Sentenz pünktlich abgefasset werden musste.

Der Minister rescribirte an das Criminalcollegium. Dieses ertheilte seine Sentenz nach Recht und Gewissen. Der König cassirte diese Sentenz, und befahl wie die in Arrest befindlichen Räthe bestraft werden sollten. Der Herr Minister von Zedlitz ließ bloß des Königs Worte abschreiben; also hatten dieselben nicht die Form einer Sentenz, sondern eines Befehles. Unter dieser Gestalt schickte er dem Könige die angebliche Sentenz zurück. Der König begriff, daß dieser Aufsatz die Form einer ordentlichen rechtlichen Sentenz nicht habe. Er wollte also daß man seinem Befehle diese Form gebe. Der Freyherr von Zedlitz erwie-

wiederte dem Könige sehr edel, sehr mannhaft, und vortreflich: „keiner von allen Justitzräthen würde „und könne eine solche Sentenz unterzeichnen; und „ihm, als Justitzminister, werde sein Gewissen nie „erlauben, eine solche Sentenz auch nur zu con„trasigniren.“

Grössern Heldenmuth hat Friedrich im Kriege gegen seine Feinde nie gezeiget, als in des Müller Arnolds Sache von dem Herrn Minister von Zedlitz, von dem Herrn Großcanzler von Fürst, und von allen übrigen in diese schreckliche Sache verwickelten Männern, Ihm gezeigt ward. Dieß mochte der König auch wohl fühlen: denn er antwortete dem Herrn von Zedlitz nun weiter nicht. Seinen Befehl unterschrieb Friedrich alleine, den ersten Januar 1780; und dieser Befehl kam zur Ausführung. Dem Schurken Arnold ward seine Mühle und aller gehabter Verlust und Schaden von seinen Richtern bezahlt. Der Großcanzler von Fürst blieb cassirt. Der Graf von Finkenstein, President in Cüstrin und Sohn des Staatsministers, ward cassirt. Die neümärkischen Regierungsräthe in Cüstrin wurden cassirt, und zu einjährigem Festungsarrest verurtheilt. Zwey berlinische Kammergerichtsräthe, Friedel und Graun, wurden cassirt, und kamen auf ein Jahr nach Spandau.

Der eigentliche Verfasser der lezten Sentenz gegen den Schurken Arnold, der Kammergerichtsrath Ransleben, blieb ganz ohne Strafe und ganz ohne Verweis, abseite des Königs. Es hatte sich in

in den Acten gefunden, Ransleben sey bey Vorlesung der Sentenz zu wiederhohlten malen darauf bestanden: „man solle dem Könige Bericht abstatten, und dessen Bestätigung zu der Sentenz „einhohlen, weil sonst bey Ihm noch Zweifel übrig „bleiben könnten, daß die Sentenz völlig gegründet sey.“ — Aber Ransleben ward einmüthig, von dem ganzen Kammergericht überstimmt; und dieses Betragen entschuldigte ihn bey dem Könige.

Der Landrath von Gersdorf, Schwager des Herrn Generallieutenants von Anhalt, sollte nach des Königs Willen auch seine Landrathstelle verlieren, aus der er sich eben nicht viel machte. Er betrug sich aber hierbey ebenfalls edel und frey, und schrieb an den König: „Seine Majestät seyen „gewiß eben so gerecht gesinnet für ihre Vasallen, „als für einen Müller. Also verlange er nichts als „das genaueste Recht. Seine Originallehenbriefe „übersende er unter anderm zum Beweise seines „Rechts; und nach diesem könne ihm der König „nicht verbieten, mit völliger Freyheit sein Wasser „zu gebrauchen, und es zu leiten wohin es Ihm „beliebe.“

Dieß ist der eigentliche und wahrhafte Zusammenhang dieser in ganz Europa berühmten Geschichte. Aber die eigentliche Ursache von dem heftigen Verfahren des Königs, liegt zum Theile in einer funfzehn bis achtzehn Monate früher vorgefallenen Begebenheit, mit der man bekannt seyn

muß,

muß, wenn man diese wunderbare Geschichte verstehen und erklären will.

Friedrich war nicht, wie der grosse berlinische Anecdotenhäscher sagt, mit der Justitz zufrieden (*). — Er war höchst unzufrieden mit der Justitz; und bevor Ihm ein neuer Plan zur Justitzverbesserung war vorgeleget worden. Bey seiner jährlichen Reise nach Schlesien hatte der König erfahren: es liegen daselbst viele tausend Processe, zwischen den Gutsherrschaften und den Unterthanen, im Rechte schwebend. Der jetzige vortrefliche Großcanzler, Herr von Carmer, war damals Minister in Schlesien. Der König besprach sich über diesen Gegenstand mit diesem grossen Manne. Seine Frage war: „ist denn „kein Mittel zu finden, mit Beybehaltung aller „rechtlichen Ordnung, diese Processe abzukürzen, und in weniger Zeit solche sämtlich zu „beendigen?“

Der Minister versicherte, dieß sey sehr möglich. Aber eine Proceßordnung werde dazu erfodert; es komme also darauf an, daß Seine Majestät diese Proceßordnung bewilligen. Sehr gerne bewilligte dieß der König. Als er nun das folgende Jahr wieder nach Schlesien kam, waren über viertausend Processe geschlichtet, ohne daß man auch nur eine einzige rechtmässige Beschwerde darüber führen konnte. Hierüber war Friedrich höchst vergnügt; er ließ sich diese ganze Proceß und Gerichtsordnung mit

(*) Anekdoten und Karakterzüge. VII. 37.

mit allen Veränderungen in den Formalien erklären, billigte alles aufs äusserste, und sagte zu Herrn von Carmer: „aber warum könnte man „nicht Ebendieses bey allen und jeden Processen ein„führen? Sagen sie mir doch, ist dieß nicht mög„lich?“

Es ist sehr möglich, erwiederte der Minister, sobald es Eüer Majestät befehlen. Aber gewaltige Schwierigkeiten werden sich dabey finden: denn man klebet überall noch gar zü sehr an der alten Gerichtsordnung. „Hierzu, sagte der König, will „Ich schon Rath schaffen. Kommen sie gleich nach „Berlin, bringen sie ihre Plane mit, und dann „bringen wir alles leicht in Ordnung!“ — Herr von Carmer kam zum Könige; und dieser ließ den damaligen Großcanzler Freyherrn von Fürst, nebst einigen Justizministern, Kammerpresidenten, und andern vorzüglich berühmten Rechtsgelehrten rufen; um die ganze Sache mit ihnen zu überlegen und zu erörtern.

Einmüthig widersetzte man sich den Vorschlägen des Etatsministers von Carmer. Man hielt im Tempel der Themis eben so fest am alten Testament, wie vormals die Juden nur irgend im Tempel zu Jerusalem. Ganze Deductionen von unzählbaren Bogen stellte man in die Hände des Königs, durch die man beweisen wollte, die Schwierigkeiten gegen die neüe Gesetzgebung seyen unübersteiglich. Friedrich war kein so starker Jurist, um in den tiefsten Grund aller dieser Papiermassen zu sehen, und darüber aus dem Grunde

zu

zu entscheiden. Er ließ also, um sich völliges Licht in dieser Nacht zu verschaffen, den Kammerpresident von Rebeür rufen. Ganz Berlin kannte diesen Mann als einen äusserst geschickten Rechtsgelehrten, und diesen Ruhm hatte er durchgängig. Nun entstand zwischen dem Könige und ihm folgende Unterredung.

König. Herr President. Ich weiß daß sie ein recht gründlich gelehrter Jurist sind. Ich halte sie auch für einen Mann von gründlicher Redlichkeit. Beantworten sie mir darum auf Ehre und Eyd, diese zwey Fragen: Ist der Project des Ministers von Carmer gut und nützlich? Ist er auszuführen?

Rebeür. Weil mich Euer Majestät auf diese Art befragen: so sage ich, auf das vollkommenste zu beyden Fragen, ja. Nur bleibt dabey eine einzige Schwierigkeit.

König. Welche Schwierigkeit?

Rebeür. Bey der vorgeschlagenen Proceßordnung muß alles inquisitorisch geführet werden. Nun kommt es darauf an: ob Euer Majestät wollen, daß man gegen jeden Beklagten wie gegen einen Inquisiten verfahre?

König. Nein! das taugt nicht. Inquisiten sind nur diejenigen die man für Uebelthäter hält. Das geht nicht an!

Rebeür. Ja, aber ausser diesem, Sire, ist viel vortrefliches in den Vorschlägen des Ministers von Carmer.

König.

König. Das wollen wir herausnehmen, und zu verbinden suchen.

Hiermit waren nun die Ideen des Königs völlig in Verwirrung gebracht. Die Minister und die Rechtsgelehrten wurden am folgenden Tage wieder zusammenberufen. Herr von Carmer mochte nun erklären und erklären, und Gründe wider die Verstümmelung seines Planes anführen, wie und so viel er wollte: alles half nichts! Man schritt zum Werke, und verfertigte ein neües Justitzreglement, nicht völlig von einem einzigen gedruckten Bogen, so unbegreiflich und so wunderbar, als irgend ein gedrucktes Ding in der Welt.

Des Königs Worte und Hauptmeinungen hatte man sorgfältig beybehalten. Es hieß: alle Processe sollen in einem Jahre zu Ende seyn. Alle Beweise soll der Kläger bey der ersten Satzschrift übergeben. Die Advocaten sollen gegen einander plaidiren, und so ferner. Herr von Carmer gieng nach Schlesien zurück; und was dieser grosse Mann auf dieser Reise fühlte und dachte, mögen Kenner errathen? — Das neüe Unding ward publicirt; und befolget, so gut man konnte. Aber Widerspruch und Unmöglichkeit machten es bald zum Spotte der preüssischen Staaten und der auswärtigen Länder.

Ein gemeiner König hätte so geschwinde nicht bemerket, wie sehr seine Begriffe mißleitet waren; aber Friedrichs Auge sah dieß schnell, und mit der tiefsten Indignation. Er erwartete also nur eine Gelegenheit, um seinen ersten und obersten Justitzbedien-

bedienten auf den Leib zu fallen. Um loszubrechen wie ein Sturmwind der alles umwirft, bedurfte Er nur einen Vorwand. Bey allen Fällen dieser Art, war dieß seine Manier. Niemals legte er den wahren Grund seiner Handlungen an den Tag, zumal wenn er strafte.

Tiefe und tiefverheelte Indignation war der Grund seines ganzen Verfahrens bey des Müller Arnolds Sache. Hier hatte der König, wie er in seinem Irthum glauben musste, einen unwiderlegbaren Beweis des geschehenen Unrechts in Händen. Er ergriff die Gelegenheit. Der Großcanzler von Fürst ward cassirt, aber hauptsächlich aus einer Ursache, die ich im fünf und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente leise berühren werde. Der Minister von Carmer trat an seine Stelle, die grosse Veränderung der Gesetzgebung erfolgte; und auf die alte, dunkele, sturmvolle Nacht, kamen heitere, ruhige und frohe Tage.

Bey dem gemeinen Manne jedoch, den der König so gerne gegen jeden Stärkern schützen wollte, war die ganze Geschichte mit dem Müller Arnold, von sehr übler Wirkung. In dem Protocoll, welches wegen Arnolds Sache, auf Befehl des Königs in die Zeitungen eingerückt werden musste, und welches der König selbst dictirte, ward gesagt: „der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der „Bettler, ist eben so wohl ein Mensch wie Seine „Majestät. Auch ihm muß alle Justitz widerfah„ren. Vor der Justitz sind alle Leüte gleich: es „mag seyn ein Prinz der wider einen Bauer klagt,

„oder

„oder auch umgekehrt, so ist der Prinz nicht mehr „wie der Bauer." — Weil also der Bauer, vor der Justitz und von dem Könige für eben so gut erkläret war als der Prinz, so glaubten nun alle Bauren in den preüssischen Staaten, sie seyen Prinzen! — Prinzen, sagten sie, thun keine Frohndienste, Prinzen geben kein Pachtkorn, Prinzen bezahlen keine Gefälle; also befreyet uns der König auch von allen diesen Landplagen! — Alles verweigerten nun die Bauren. Mitten in der Erndte blieben alle Dienste zurück. In dem grossen königlichen Amte Ziesar, blieb die ganze Erndte auf dem Felde liegen; durch ausgeschickte Soldaten musste man die Bauren zwingen das Getreide einzufahren. Dieser Wahnwitz verbreitete sich fast von Dorf zu Dorf in allen preüssischen Staaten, und noch ist er nicht gänzlich vertilget.

Wer den Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen, das Feine und Verwickelte in irgend einer Sache, nie anders als nach der Bleywage römischer Gesetze prüfet, ist zwar ein Jurist, aber kein Menschenkenner; also über gar viele Dinge und Begebenheiten kein Richter. Friedrich der Grosse ward in der Sache des Müller Arnolds verurtheilt. Aber höchst ehrenvoll kann man vor Gerichte unrecht haben; und bey der reinsten Wahrheitsliebe, bey dem großmüthigsten und edelsten Verfahren, kann man seinen Proceß verlieren.

---

21. Cap.

21. Cap.

Ueber die Rechnung die Er jährlich seinen Ministern ablegte, und die Jahrrechnung die Er mit sich selbst hielt.

Raynal sagt in seiner Geschichte der Europäer in beyden Indien: es sey sein gröster Wunsch, einmal einen König zu sehen, der über die Ausgaben für sein Volk, Rechnung ablegen wollte. Längst war dieser Wunsch erfüllt, eh Raynals Buch zur Welt kam. Längst hatte der unsterbliche Friedrich, auf die edelste Art, seinen Ministern seine Jahrsrechnungen abgeleget.

Ein Tag ward jedes Jahr angesetzet, an welchem zuerst die Minister vom Generaldirectorium die Rechnungsabschlüsse ihrer Departements, und zugleich die Etats auf das zukünftige Jahr übergaben. Dieser Tag war mehrentheils der sechszehnte Junius, auch wohl der siebenzehnte oder achtzehnte. Man nannte diesen Tag die Ministerrevüe, aber er verdiente einen grössern Namen.

Sehr gnädig wurden die Minister gewöhnlich an diesem Tage empfangen, und sie assen dann alle den Mittag mit dem Könige. Vorerst besah er ihre Rechnungen und ihre Etats, und vergab auch insgemein einen Theil der verledigten Pensionen.

Dann sagte der Monarch: „Meine Herren, „sie haben mir ihre Rechnungen vom vorigen

„Jahre abgeleget, und mir gezeigt was ich vom „nächsten Jahre zu erwarten habe. Es ist billig, „daß ich ihnen nun auch Rechenschaft gebe von dem „Ueberschuß den ich das vorige Jahr aus ihren „Händen erhielt.“

Nun gieng er in sein Cabinet; und hohlte seine Rechnung über die im lezten Jahre von ihm zum Besten seiner Unterthanen verwendeten Summen.

Gewöhnlich betrugen diese Summen drey bis vier Millionen Thaler. Es hieß, zum Exempel: zur Beyhülfe des Brandschadens der Stadt Königsberg siebenhundert tausend Thaler. Den Unterthanen in der Neümark für Getreide, weil sie eine üble Erndte und Mißwachs gehabt, hundert tausend Thaler. Zur Reparation der Dämme an der Oder, und zur Ersetzung des durch die Ueberschwemmung geschehenen Schadens, zweyhundert und dreissig tausend Thaler. Zur Wiederaufbauung der abgebrannten Stadt Calies mit steinern Haüsern, drey und neünzig tausend Thaler. Zur Verbesserung der adelichen Güter in Hinterpommern, dreyhundert tausend Thaler; und so ferner.

Einige Minister leben noch, die in ältern Zeiten bey dieser königlichen Rechnungsablage gegenwärtig waren: der Graf von Blumenthal, der Freyherr von der Horst, der Graf von Schulenburg Kennert, der Herr von Werder.

Ein berlinischer Anecdotenhändler liefert einen Auszug aus einem vorgeblich eigenhändigen Briefe

des

des Etatsministers von Derschau an den geheimen Finanzrath von Brenkenhof, die Unterredung des Königs mit seinen Etatsministern zu Potsdam, im Jahr 1770 den ersten Junius, betreffend (*). Die Geschichte die Herr von Derschau von diesem Tage giebt, ist sehr interessant. Aber es scheint beynahe als wenn der Herr Anecdotenhändler ein wenig an diesem Briefe gekünstelt hätte. Niemals ward die sogenannte Ministerrevüe schon am ersten Junius gehalten. Die Einrichtungen waren so gemacht, daß die Rechnungsabgaaben der Minister nicht leicht vor dem sechszehnten Junius statt haben konnten: denn kaum zu dieser Zeit, konnten die Rechnungsabschlüsse aus allen Provinzen angekommen und dem Könige vorgeleget seyn. Was übrigens in diesem Briefe des Herrn von Derschau erzählet wird, hat allerdings den Ton dieser Verhandlungen. Mir sagte der Herr Minister von der Horst, er erinnere sich daß er mit dem Herrn Minister von Derschau bey dem Könige war. Aber die Conversation des Königs betraf eigentlich doch nur den Oberbruch und die Ueberschwemmungen. Das übrige was dieser Brief enthält, scheint dem Herrn von der Horst entweder von dem Verfasser des Briefes oder von dem Anecdotenhändler hinzugesetzet, und durch Dinge ergänzet, die der König wahrscheinlich in andern Zeiten gesagt haben mag.

(*) Anekdoten und Karakterzüge. XIII. 87.

Noch interessanter und seltsamer ist Friedrichs Rechnung mit sich selbst, das ist, die Festsetzung der Ausgaben für seine Person auf eine jährliche Summe, die er niemals überschritt.

Hiervon enthält ein Brief, womit mich der Herr Graf von Herzberg beehret hat, eine sehr authentische und wichtige Nachricht. „Wie sehr „wünsche ich, schreibt mir dieser grosse Staats„mann, daß der König die Bekanntmachung von „Friedrichs Testament erlauben wollte. Dieses „Testament wäre alleine, sein dauerhaftestes „Denkmal. Friedrich sagt in diesem Testament: „er habe jährlich von den Einkünften des Staa„tes nicht mehr als zweyhundert und zwanzig tau„send Thaler genommen; dieß habe er als seine „Competenz betrachtet, aber alles übrige als Ei„genthum des Staates. — Wahr ist dieß wört„lich, und groß von einem Monarchen, der vier „und zwanzig Millionen Thaler jährlich zu seinen „Diensten hatte, und dabey einen jährlichen Ue„berschuß von fünf bis sechs Millionen, die er „bloß zur Vermehrung der Wohlfart aller seiner „Unterthanen verwendete, und zur Vermehrung „der innern Stärke seines Staats; aber nicht „zur Befriedigung der Habsucht einzeler Perso„nen (*).“

Frie-

(*) Je souhaiterois beaucoup, que le Roi voulut permettre de publier le testament de Fréderic II, qui seul fairoit son monument le plus durable. Il y dit: qu'il n'avoit pris du revenu de l'Etat, que 220000

Friedrich der Grosse wollte also, daß von seinem unermeßlich Reichthum, ihm für seine Person jährlich nicht mehr zukommen müsse, als zweyhundert und zwanzig tausend Thaler. Was Ludewig der Funfzehnte, die Frau von Pompadour, die Madame dû Bary mit ihrem ganzen ehrenfesten Gefolge, sich jährlich zukommen liessen, weiß man in Frankreich; und deswegen hielt man Friedrich den Grossen in Deûtschland, und so gar in seinen eigenen Ländern für einen Geitzhals.

So edel und so groß wie Friedrich, dachte aber wohl nie kein Geitzhals. Die Einnahme seiner Privatcasse konnte man zwar niemals ganz bestimmen: denn sie beruhte auf den Ueberschüssen aller andern Haupteinnahmen. Aber was beständig dahin floß, waren gewisse auf den Etat gesetzte Summen, unter der Rubrik von Chatullgeldern. Sodann die ganze Einnahme des Fürstenthums Ostfriesland, die ganze Einnahme von der General Tobacks Administration, und anders mehr. Weit über das was Friedrich bedurfte, war also

 doch

220000 ecus par an, qu'il avoit regardé comme sa competence, mais tout le reste comme la proprieté de l'Etat. Cela est vrai au pied de la lettre, et bien precieux pour un Souverain, i avoit 24 millions à sa disposition et un surplus de à 6 millions, qu'il n'employoit que pour etendre la prosperité de tous ses sujets, et la force interieure de l'Etat, mais non pour satisfaire la cupidité de quelques individus.

doch seine Privateinnahme; und was er über seine einmal festgesetzte Competenz erhielt, betrachtete er als das Eigenthum des Staats.

Allen Ueberschuß verwendete er zum allgemeinen Besten. Dieß war also das Betragen eines Königs, den nur Leute von schlechter Beurtheilungskraft für geitzig halten konnten. Nach Abzug aller Ausgaben für seine Armee, für Appanagen, für Besoldungen des Civiletats, und anderer festgesetzter Staatsausgaben, hatte er jährlich einen Ueberschuß von fünf, von sechs, auch wohl von acht Millionen. Mit diesem Gelde konnte er nun machen was er wollte, und was ein Geitzhals damit gemacht hätte, machte er nicht. In seine Kasten hätte es jener verschlossen, oder zu hohen Zinsen beleget; Friedrichs einzige Sorge war, immer nur den wohlthätigsten und großmüthigsten Gebrauch dieses Geldes sich auszudenken, und auszufinden. Mehr als einmal hat er gesagt: „was mir die gröste Mühe macht, ist die billige „Vertheilung dieses Geldes an bedürftige Pro„vinzen; und die beste Art den Geldumlauf da, wo „er mangelt, durch dasselbe zu unterhalten.“

Friedrich sagte dem Herrn Minister von der Horst, von dem ich diese Nachricht habe: „Die „Beförderung des Geldumlaufs wird mir leicht, „in Gegenden wo ein natürliches Gewerbe und viele „Bevölkerung ist. Aber sie wird mir schwer, in „Gegenden wie Hinterpommern, Lauenburg und „Bütow, wohin nicht einmal viele Truppen ver„legt

„legt werden können. Monatlich gehet dort mehr „an Gelde, auch nur zu den Generalcassen heraus, „als wieder dahin fliesset, denn die Einwohner „haben kein zusammenhängendes Verkehr mit den „übrigen Provinzen. Es würde gar nicht taugen, „wenn Ich wollte baares Geld dahin schicken, „und gleichsam als ein Allmosen vertheilen. Aller „Trieb zum Erwerbfleisse würde dadurch aufhö„ren. Lieber will die menschliche Faulheit ohne „Arbeit leben, wenn sie auch schlechter lebt. Also „helfe Ich mir damit, daß ich in bevölkerten Ge„genden bauen lasse; und dieß ist ein vortrefliches „Mittel, wenn gleich die Gebaüde unnütz schei„nen: denn jeder Künstler und jeder Tagelöh„ner findet dabey Arbeit, wenn er sie verlan„get. In wüsten Gegenden veranstalte ich Ra„dungen, Urbarmachung der Brüche, allerhand „Arten von Grundverbesserungen. Dieß ist an „sich nützlich, und dann vermehret es auch im„mer die Bevölkerung.“

So sprach der grosse Staatshaushalter, und solche Reden wird die Nachwelt mit Vergnügen lesen, weil sie aus ächten Quellen kommen.

Wer blosse historische Fragmente schreibt, und nicht eine Geschichte: kann nicht jede Materie so stellen, daß sie sich gleich in die allgemeine Kette einhängt. Ein einziger Zug von Friedrichs Betragen gegen seine Minister liegt hier. Sein ganzes Verhalten gegen dieselben, seine Kunst sie zu

behandeln, zu leiten und zu beherrschen, kommt in das drey und zwanzigste Capitel, weil es auf Grundsätzen beruhte, denen er eine noch weit grössere Ausbreitung gab, und die er noch bey vielerley andern Menschen befolgte.

22. Cap.

Ueber seine Cabinetsräthe, und die Volksmeinung von dem Einflusse ihrer Gemahlinnen und Maitressen.

Der Name von Cabinetsrath war ein Ehrentitel wie bey allen deutschen Räthen, von denen kein Mensch Rath verlanget. Friedrichs sogenannte Cabinetsräthe waren Cabinetssecretarien.

Wirkliche Räthe Friedrichs des Grossen waren also seine Cabinetssecretarien nicht. Aber daß es ihnen nicht zuweilen hätte gelingen sollen, ihre Absichten mit Secretarienklugheit durchzusetzen, und auch etwa einmal unvermerkt ihre eigenen Gedanken bey Ausfertigung der königlichen Befehle einzuschieben: dieß kann niemand laugnen, der sich nicht einbildet, Friedrich sey ein Gott gewesen, und seine Cabinetssecretarien keine Menschen.

Herr Denina sagt indessen etwas über den Geheimenrath Eichel, das, wie alles was Herr Denina sagt, grossen Eindruck machen muß, wenn man sich dabey alle seine berlinischen Verhältnisse denkt,

denkt, und zumal seine wichtigen handschriftlichen Nachrichten und ihren vermuthlichen Verfasser. „Ein Secretair, Namens Eichel, heisst es in „Herrn Deninas Buche, war unter Friedrich Wil„helm nichts als Copist; und unter Friedrich dem „Zweiten, mehr als zwanzig Jahre hindurch, eine „Art von Premierminister (*).“

Kein Mensch hatte bey Friedrich dem Grossen auch nur den Schatten von Premierministerschaft; auch sogar nicht der Graf von Podewils, dem Herr Denina den Namen eines Premierministers giebt (**). Einen Premierminister, nach der französischen Bedeûtung dieses Wortes, hatte weder Friedrich noch sein Vater. Eichel war Cabinetssecretair, und hatte den Titel eines Geheimenraths; aber er gab dem Könige nicht mehr Rath als gewöhnlich ein deûtscher Hofrath seinem Hofe. Zum Posten eines Cabinetssecretairs, den Eichel bis in sein hohes Alter behielt, war er wie gebohren. Unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war er schon Cabinetssecretair. Schwerlich hätte man unter beyden Regierungen einen Mann gefunden, der alles so genau und in solchem Zusammenhange kannte und wusste. Er war schon bey der ersten Schöpfung, unter Friedrich Wilhelm; und für Friedrich den Grossen war er ein wahres Register,

 oder

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 418.

(**) Ebendaselbst. pag. 307.

oder wie ich solche Leute nenne, ein Actenkasten. In diesem Register blätterte also wohl Friedrich; aber kein Mensch in der Welt konnte mit grösserer Vorsicht und Bescheidenheit als Eichel, sich enthalten Räthe zu geben. Eichel ließ jede Sache durch die Departements gehen, wohin sie gehörten. Der gröste Regent kann solche Register nicht missen, denn auch dem grösten Regenten giebt doch Gott nichts von seiner Allwissenheit.

Grossen Einfluß hätten die Cabinetsräthe unter Friedrichs Regierung indessen doch gehabt, wenn sogar ihre Gemahlinnen, unter dieser grossen Regierung, eine Rolle spielten wie Herr Denina glaubt: der als ein Italiener von weiblichem Scharfsinn, weiblichem Einflusse und weiblichem Zauber, einen grossen Begriff haben kann. „Sah „man nicht, sagt dieser italienische Abt, in Berlin „die Frau des Cabinetsraths Stelter öffentlich „ihre Protection durch die Achtung verkaufen, „welche Departementschefs ihrem Manne be„zeugten? Konnte Madame Stelter sich nicht „mit einigem Grunde rühmen, daß sie Minister „mache, da Herr Michaelis durch sie Minister „ward (*)?“

Hier muß ich wirklich dem liebenswürdigen Herrn Denina widersprechen, so sehr ich auch sonst an weibliche Kunst und Einfluß in allen Dingen glaube. Der verstorbene Herr Michaelis ward von

(*) Essai sur la vie et le règne de Frédéric II. pag. 419.

von Friedrich, schon verschiedene Jahre bevor er ihn zum Minister machte, als ein überaus geschickter Mann in seinem Fache bemerket. Er stand auf dem Verzeichniß der Männer, deren Namen der König sich aufschrieb, um sie in der Folge näher kennen zu lernen, und demnächst zu befördern. Aus dieser Namenstabelle wählte sich Friedrich manchen Landrath zum Kammerpresidenten, und auch wohl unmittelbar Landräthe zu Ministern.

Ein vieljähriger Minister des Königs hat mir gesagt, wer jemals dem Vortrage der Cabinetsräthe im Cabinet des Königs beygewohnt habe, werde nie glauben, daß diese unmittelbar etwas vortragen, und vollends Sachen entscheiden konnten. Auf die Vortragssachen, die der König zum voraus gelesen hatte, dictirte er ihnen nur wenige Worte. Unter dem tiefsten Stillschweigen schrieben die Cabinetsräthe diese Worte auf, wenn nicht etwa der König sie über Nebendinge befragte, zum Exempel: vor welchen Minister gehört diese Sache? oder, ist auch schon etwas zuvor an mich geschrieben? Hierauf antwortete freylich der Cabinetsrath; aber gewiß war Er nicht der erste, der über eine Sache sprach. Daher geschah es dann auch vielmals, daß unter der Menge der Dinge der König sich im Zuschreiben irrte, und zum Exempel, eine Sache an den Staatsrath schickte die vor das Generaldirectorium gehörte.

Man kann indessen nicht laügnen daß die Cabinetsräthe nicht zuweilen einen grossen Einfluß haben

haben konnten. Kaum geschah aber dieß auf eine andere mögliche Art, als wenn die Minister nachgebend waren, und dann hinwieder aus Dankbarkeit von den Cabinetssecretarien benachrichtigt wurden: welche Ideen der König über diese und jene Sache geaüssert habe, und wie also die Minister ihren Vortrag machen müssen, damit er mit den Begriffen des Königs zusammentreffe. Die Kraft der Secretarien bestand also bloß in der Schwäche der Minister.

Stelter war der Cabinetssecretair, der am allerwenigsten zu Unterredungen mit dem Könige kam. Aus der Oberrechenkammer hatte ihn der König einzig und allein deswegen ausgesucht, damit er einen Mann im Cabinet habe, der zuverlässig rechnen könne. Einfluß konnte er indessen doch auf die eben angeführte Art, nemlich durch die Schwäche der Minister, sich verschaffen; und dieß war dann auch Wasser auf die Mühle von Madame Stelter.

Volksmeinungen von dem grossen Einflusse solcher Leüte die keinen Einfluß haben, ist kein König im Stande zu verhindern. Ein Leibpage Friedrich des Grossen verkaufte einst für sechshundert Thaler, seine angebliche Protection, an einen Mann der eine Fabrike von hölzernen Tellern und hölzernen Tobackspfeiffenköpfen anlegen wollte. Dieser Mann machte sich dabey weiter nichts zum Bedinge als folgende Kleinigkeiten: „Erstlich, solle „ihm der König zwanzig tausend Thaler Vorschuß „geben. Zweitens verlangte er sogleich die Lie-

„bens-

„benswaldische Forst, die ein paar Meilen lang ist.
„Drittens verlangte er, daß der König ihm das
„Vorwerk Zerpenschleüsse erb und eigenthümlich
„abtrete.“ — Hätte dieser Schöpfer von Tobacks-
pfeiffenköpfen eine vernünftige Bitte gethan, die
nach ihrer Beschaffenheit von dem Könige wohl
konnte erhalten werden, und hätte ihm der König
diese Bitte gewähret, so würde dieser Pfeiffenkopf
wohl niemals auf den Gedanken gekommen seyn,
daß bey Friedrich dem Grossen die Protection eines
Leibpagen nichts tauge.

Herr Büsching sagt, Friedrichs Cabinetssecretaire seyen nicht gute Stylisten gewesen, und selten habe einer von ihnen gewusst, wie königliche Cabinetsbriefe und Befehle würdig abgefasst werden müssen, insonderheit in deütscher Sprache (*). Herr Büsching mag hierinn wohl recht haben: denn auf dem deütschen Cabinetsstyl liegt freylich ein ziemlich allgemeiner Fluch. Können die Secretarien nicht gut schreiben, so schreiben sie doch wenigstens mit grosser Würde für alle Pedanten. Können sie schreiben, so wissen sie entweder nicht, oder glauben es nicht wissen zu dürfen, daß es sich wahrlich im Namen eines Fürsten völlig ohne alle Pedanterey gut schreiben lässt. Fürsten sind doch immer Menschen, wie mir deücht, und freylich Menschen von grosser Macht. Aber eben darum muß man sie mit desto grösserer Würde sprechen

lassen,

(*) Büschings Charakter Friederichs des Zweiten. S. 226.

lassen, und, wenn es erlaubt ist zu sagen, auch gut. Friedrich war bekanntlich in deütscher Sprache kein grosser Stylist, und doch vergleichet Er den deütschen Canzleystyl mit dem Canzleystyl des Chans der Tartaren, und findet beyde nur auf verschiedene Weise lächerlich.

Gegen alles was ich übrigens, von dem Einflusse sage, den Friedrichs Cabinetsräthe auf Friedrichs Regierung nicht hatten, wird man mir aber unter dem Schilde von Herrn Büschings Autorität einwerfen: „Friedrichs Cabinetsräthe haben doch „in manchem Falle Gelegenheit gehabt, das zu „seyn was sie hiessen; auch habe Eichel, und man„cher anderer für seinen baaren Nutzen gesorgt, „wie dieß der grosse Reichthum bezeüge, den Ei„chel hinterließ (*).“

Der hinterlassene Reichthum des Cabinetssecretairs Eichel, war gewiß nicht ausserordentlich, wenn man bedenket, daß er eine so lange Zeit von Jahren eine starke und nicht einmal öffentlich bekannte Besoldung genoß, die er kaum zur Hälfte verzehrte; und daß er oft vom Könige die wichtigsten Geschenke erhielt, ohne daß dieß öffentlich bekannt geworden wäre. Was übrigens Herr Büsching, in einer andern Stelle, von Eichels berühmter Liebesgeschichte ganz leise sagt, ist merkwürdig. Aber ich glaube an wenige berlinische Liebesgeschichten von dieser Art: wegen der bekannten Reinheit der berlinischen Sitten.

Herr

(*) Ebendaselbst. S. 226. 227.

Herr Büsching sagt auch nur daß Eichel durch ein geheimes Band irgendwo innigst verbunden war; und lässt bloß errathen, in welchem Falle dieses Band auf Eichel und auf Friedrichs Regierung einigen Einfluß haben konnte. Aber eine Frau von Troussel soll unter Friedrich dem Grossen wichtige Stellen vergeben haben, sagt der Herr Graf von Mirabeau (*)? — Sorgfältig habe ich nach dieser mich sehr befremdenden und mir ebenfalls unglaublichen Thatsache mich erkundigt.

Frau du Troussel, war Tochter des Generallieûtenants von Schwerin, dessen Regiment in Brandenburg stand. Sie war Hofdame bey der Königinn Mutter, und damals ein schönes junges Mädchen von grosser Aufklärung. Man hielt sie im Verdacht eines Liebesverständnisses mit dem Castraten Porporino, von dem man mir in Berlin erzählte, er finde bey aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beyfall. Eine alte Hofdame überführte die Fraûlein von Schwerin, sie habe mit Porporino eine Nacht zugebracht. Diese Geschichte machte einen gewaltigen Lerm; die Fraûlein von Schwerin ward vom Hofe weggeschaffet, und man glaubte nicht daß sie einen Mann finden würde. Aber sie fand dennoch einen Mann, einen jungen und reichen Herrn von Kleist; er war erster Landesdeputirter und Domdechant in Brandenburg. Auf die Vergehung mit Porporino folgte bald

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 167.

bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem schändlichen Bischof Schafgotsch von Breslau. Dessen ungeachtet war Herr von Kleist herzhaft genug die Fraülein von Schwerin zu heürathen. Die Ehe gieng wie sie gehen musste. Herr von Kleist ward durch die Verschwendungen seiner Frau bewogen allerley Mittel zu suchen, um seine Einnahme zu vermehren. Er ließ sich in eine Societätshandlung ein, worauf grosse Bankrotte erfolgten; und indeß da er über dieß alles speculirte, nahm sich seine Frau, der wahrscheinlich diese Speculationen Langeweile machten, den Major bey der Artillerie, Herrn dů Troussel öffentlich zum Liebhaber. Herr von Kleist verstand dieß nicht, denn er machte seiner Frau darüber Vorstellungen, die sie auch nicht verstand, und aüsserst schnöde aufnahm. Nun gieng Herr von Kleist davon, und ließ alles im Stich. Seine dadurch höchst beleidigte Frau drang also, nach der Sitte der Zeit, auf eine Scheidung, die sie leicht erhielt; und heürathete sonach den Major dů Troussel. Nun trat der Fall ein, von dem der Herr Graf von Mirabeau spricht: Madame dů Troussel ward offenbare Maitresse des Cabinetsraths Galster.

Sie verkündigte allen Menschen, daß sie Galsters Maitresse sey, und ließ oft ihre Kutsche die ganze Nacht hindurch vor Galsters Hausthüre halten. Oeffentliche Audienzen gab sie auch, worinn sie ihren Freünden Gnadenbezeügungen versprach, und ihren Feinden drohte. Ein geheimer Cabinetssecretair konnte wohl bey günstiger Gelegenheit

einen

einen Gesuch bey dem Könige in Vorschlag bringen, oder auch denselben zurücklegen bis ungünstige Augenblicke vorüber waren. Erfolgte sodann eine günstige Antwort, so gab man dieselbe auf die Allmacht des geheimen Cabinetssecretairs, wenn er auch oft nicht mehr Antheil daran hatte, als des Königs Dintenfaß.

So ward durch Galster der sehr bekannte Herr von Görne dem Könige zum Minister vorgeschlagen. Aber der Betrug, dem Friedrich als Mensch nicht entgehen konnte, ward doch bald durch seinen Scharfblick entdecket und vernichtet. Madame dû Troussel machte dem Minister von Görne zum Bedinge, daß er ihre älteste Tochter heürathe. Diese Unterhandlung ward bekannt, und erregte einen solchen Lerm daß die Heürath nicht vollzogen werden konnte. Galster kam auch bald darauf nach Spandau.

Der arme Major dû Troussel lebte hiernächst noch drey Jahre mit seiner Dame. Aber wie er als Chef einer Artillerie Brigade im Jahre 1778 zu Felde ziehen sollte, schoß er sich in Magdeburg mit der grösten Gelassenheit eine Kugel durch den Kopf. Madame dû Troussel ward nun kränklich, und hatte Zufälle die man in Berlin für unheilbar hielt; deswegen begab sie sich in die Cur des berühmten Grafen von Saint Germain. Dieser heilte sie aus dem Grunde, und sie zeigte jedermann einen Stein von der Grösse eines Hünereyes, der ihr von Saint Germain abgetrieben sey; dennoch war das berlinische Publicum argwöhnisch ge-

nung zu glauben was auch höchst wahrscheinlich ist: Saint Germain habe sie bloß von einem Nachlasse ihrer Liebe für den schändlichen Bischof von Breslau geheilt. Zwey Jahre nachher starb diese nicht unberühmte berlinische Dame an einem hitzigen Fieber.

Wie viel oder wie wenig Einfluß irgend eine Dame auf Friedrichs Cabinetsräthe gehabt haben mag; wie etwa zuweilen ihre Gemahlinnen und Maitressen auf diese Cabinetsräthe wirkten; und wie dann auch wohl diese Damen auf sich wirken liessen: dieß alles wäre wohl hier keiner Erwehnung werth. Aber wenn Liebesgeschichten auch nur den Schatten eines Einflusses auf Friedrichs des Grossen Regierung haben konnten, so verdienen sie doch die Aufmerksamkeit meiner Leser eben so sehr, als die Aufmerksamkeit des Herrn Oberconsistorialraths Büsching, des Herrn Abts Denina, und des Herrn Grafen von Mirabeau.

23. Cap.

Ueber seine Kunst die Gemüther der Menschen, und insbesondere seiner Generale, Minister, Gesellschafter, Officiere und Civilbedienten, zu behandeln, zu leiten, und zu beherrschen.

Tiefe Welterfahrung, die grosse Kunst in den Köpfen und Herzen der Menschen zu lesen, bedarf wohl niemand in der Welt so sehr wie ein König. Die Kunst jeden Menschen sodann auf den Platz zu stellen, wo er auf die möglichst vollkommene Art seyn wird, was er nach seinen Fähigkeiten seyn kann; die Kunst den Charakter seiner Diener, ihre Handlungen und ihre Schliche, ihren Diensteifer und ihre Diensthеüchelеy, ihre Redlichkeit und ihre Tücke, zu erblicken, zu beobachten, und durchzuschauen; die Kunst auf alle diese Diener mit solchem Nachdruck zu wirken, damit aus jedem komme was in ihm ist; die Kunst jeden zu der ihm vorgeschriebenen Pflicht so anzutreiben und so anzuhalten, daß er befürchten muß, jede Abweichung von derselben werde man gleich bemerken, und zu seiner Pflicht ihn gleich zurückführen: dieß ist, ohne Zweifel, was Monarchen am allermeisten wünschen müssen oder wünschen sollten zu verstehen. Friedrich der Grosse verstand und wusste dieß alles im höchsten und möglichsten

Grade, übte unablässig und während seiner ganzen Regierung seinen Scharfsinn in Menschenkenntniß und Menschenwahl.

Es ist eine unverschämte Lüge, daß Friedrich von dem Herrn von Voltaire, oder von irgend einem grossen oder kleinen Manne in seinen Diensten, oder vollends von seinen Soldaten gesagt habe: „Ich drücke die Citrone, und wenn ich den „Saft habe — dann werfe ich sie weg!“ — Aber oft und mannigfaltig sagte Friedrich: „man muß „die Citrone drücken, damit sie ihren Saft von „sich gebe (*).“ — Dadurch verstand Er: man müsse den Menschen antreiben, man müsse mit Nachdruck auf ihn wirken, damit aus ihm herauskomme, was in ihm ist. Ein schönes Wort war dieß, und nicht das undankbare Wort eines Tyranns.

Oft hat man über Friedrichs schreckliche Menschenverachtung geklagt. Hat man aber auch bedacht: wie ganz unmöglich es seyn mag, Monarch zu seyn, den Menschen recht und ganz in das Herz zu sehen, und sie dann nicht oft samt und sonders aus ganzem Herzen zu verachten? Gott bewahre doch jedes reine Herz daß es von Welt und Menschen, nicht so viel wisse, erfahre und kenne, als jeder scharfsinnige und hellesehende Monarch wissen kann und erfahren muß! — — Belogen und betrogen ward Friedrich, unzähliche male, während einer Regierung von beynahe einem halben Jahrhun-

(*) Il faut presser le citron pour en avoir le jus.

hundert. Häufig ward Er von Menschen hintergangen, die er eines vorzüglichen Zutrauens gewürdigt hat, und eines täglichen Umganges. David der König von Israel sagte, alle Menschen sind Lügner; und Friedrich der König von Preußsen glaubte, jeder Mensch wolle betrügen.

Eine sonderbare Unterreduug hatte einst Friedrich hierüber mit den Gefehrten seiner Abendstunden. Einer von denselben, der Herr Minister von der Horst, hat mir diese ganze Unterredung so erzählet, wie sie aus dem Munde des Königs floß. Jeder Mensch, sagte der König, will betrügen! — Herr von der Horst und die übrigen Gesellschafter des Königs, fanden diesen Grundsatz zu hart, und zu erniedrigend für die ganze Menschheit. Der König erwiederte höchst wahr und richtig: „Betrug heisset allemal, wenn ich durch falsche Vorspiegelungen, durch Verbergung des rechten Gesichtspuncts, durch Vorbringung von Umständen „die mir vortheilhaft sind und mit meinen verborgenen Absichten übereinstimmen, einen andern, „zumal Einen in dessen Diensten ich stehe, dahin „bringe, daß er glaubt was nicht ist. Der beste „meiner Bedienten und Freünde, findet sich gewiß „oft in diesem Falle: und mich selbst will ich nicht „davon frey sprechen.“

„Ich frage sie Messieürs, sagte der König, „auf ihre Ehre und ihr Gewissen: ob sie in vielen „Fällen wünschen, daß Ich alle ihre Gedanken „sehe, alles wisse was sie wissen? — Eigenliebe „ist die tiefste Triebfeder aller menschlichen Hand-

„lungen; und jeder denkt gar zu gerne, in allen „Dingen und vor allem immer zuerst an sich.“

„Wissen sie die Geschichte eines Vaters in der „Normandie, der auf dem Sterbebette seinem „Sohne Lehren gab, und ihm sagte: mein Sohn, „ganz trauen musst du —. Der Vater hielt „ein, und der Sohn fragte: wem, mein Vater? „der Vater antwortete: keinem Menschen!“

Es ward weitläufig hierüber fortgeredet; und nun erzählte Friedrich der Grosse folgende Geschichte: „Alphonsus der Weise, König von Nea„pel, ritt auf der Jagd zu einem berühmten Ein„siedler, und unterredete sich mit ihm, über zwey „Stunden, ganz alleine in seiner Höhle. Das Ge„folge des Königs wartete draussen. Als der „König wieder aus der Höhle kam, ließ er seinen „ersten Minister, seine ihn über alles liebende Mai„tresse, und zumal einen seiner Favoriten rufen, „der immer behauptete, er liebe seinen König, „wie seinen Herzensfreünd! — Zu allen diesen „Personen sagte nun Alphonsus: dieser Einsied„ler hat mir das ausserordentlichste Geschenk in der „Welt gemacht; einen kleinen Spiegel, der die „Zauberkraft hat, jeden der hineinsieht, mit allen „seinen geheimsten Gedanken, Wünschen und Pro„jecten, darzustellen. Alphonsus setzte hinzu: „ich sah in den Spiegel, und sah mich selbst dar„inn, sitzend auf dem Throne von Constantino„pel, und wie ich von da den Pabst in den gehö„rigen Schranken hielt. Nun zog der König „den Zauberspiegel hervor, und sagte seinem er„sten

„sten Minister: er möchte hineinsehen? — Der „Minister bekreüzte sich, und versicherte den König, „er sey bereit für ihn auf der Stelle das Leben zu „lassen, aber seine Seele könne er nicht in die „Stricke des Satans geben, und dieses würde er „doch offenbar thun, wenn er in diesen Spiegel „sähe, den noch niemand gemacht haben könne als „der leidige Teüfel! — Nun that der König den „Vorschlag an seine Maitresse? — Diese war „für ihr Seelenheil noch weit besorgter als der Mi„nister, und wollte für alle Güter der Erde nicht „hineinsehen! — Endlich hoffte doch Alphonsus, „sein Favorit und Herzensfreünd werde gewiß in „den Spiegel sehen wollen? — Dieser, ein „sonst beherzter und gar nicht furchtsamer Mann, „erblasste, zitterte, und floh weg von dem Spie„gel! — Am Ende dieser seltsamen Scene, sagte „Alphonsus: Meine Freünde! dieser kleine Spie„gel ist von ganz gemeiner Art, und für ein ganz „kleines Geld gekauft; der Teüfel hat an demselben „gar keinen Antheil. Aber lernt aus dem was „eben unter uns widerfuhr, daß kein Mensch ge„sehen seyn will, wie er ist!“

Eben wie Alphonsus der Weise war Friedrich der Grosse überzeüget: daß kein Mensch gesehen seyn will, wie er ist; und daß allenfalls auch gar sehr ehrliche Männer, sich zuweilen die Freyheit nehmen, ihren König zu betrügen! — Es war schwer Ihn hierüber zu widerlegen. Auch blieb er bey seiner Meinung; und diese soll er auch einst in einem seitdem gedruckten Cabinetsschreiben ge-

äussert haben, in welchem er einem Geistlichen seinen völligen Beyfall über eine Schrift von der Eigenliebe bezeüget, wo eben diese Grundsätze ausgeführet sind. Gewiß ist, daß das ganze Benehmen Friedrichs gegen seine Unterthanen vom Civil und Militairstande fest und unveränderlich, bis in seinen Tod auf diese Meinung gegründet blieb.

Er hatte auch noch einen andern höchst merkwürdigen Grundsatz, von dem er eben so wenig bis in seinen Tod abgieng. Der beste Mensch, sagte Friedrich, vernachlässigt sich in der Befolgung seiner Obliegenheit, sobald er entweder glauben kann, in der Gunst seines Herrn so fest zu stehen, daß solche durch nichts vermindert werden könne: oder wenn er befürchtet, sein Herr habe ihm seine Gunst entzogen. Aus diesem Grundsatze folgte, daß besonders seine Minister, seine Generale, und selbst seine Brüder, niemals einer Abwechslung in seinem Betragen entgiengen; und oft äusserte sich höchst unerwartet diese Abwechslung.

Einem Prinzen, der ihn beleidigt hatte, machte Friedrich Geschenke. Ein Minister, der eben das Unglück hatte eine Zeitlang mit dem Könige in sehr unangenehmer Correspondenz zu stehen, erhielt ein Paquet unter dem Cabinetssiegel, in dem er seinen Abschied zu finden glaubte, und statt dessen fand er in dem Paquet, mit einem über alles gnädigen Briefe des Königs, den Schwarzenadlerorden. Ein bekannter General, erhielt einen solchen Brief und ebenfalls den Schwarzenadlerorden, da eben seine

seine Feinde alles angewendet hatten ihn bey dem Könige zu stürzen.

Kein Minister, den Friedrich mit einem besondern Vertrauen beehrte, kann sagen, er habe nicht die grösten Abwechslungen in dem Betragen des Königs erfahren. Friedrich spielte mit den Seelenkräften der Menschen; unablässig hielt er sie zwischen Furcht und Hofnung. Wollte er einen Minister in beständiger Aufmerksamkeit und Spannung aller seiner Seelenkräfte unterhalten, so gab er ihm dasjenige nicht, wonach Er glaubte, daß seine ganze Seele strebe. Friedrich hat seinen Minister, den berühmten Grafen von Herzberg, jederzeit und besonders in den leztern Jahren hochgeschätzet; aber diesem grossen Manne, der die erheblichsten Friedensschlüsse unter seiner ganzen Regierung gemacht, gab er den Schwarzenadlerorden nicht; indeß da er denselben, beynahe zu seiner Kränkung, an viele Menschen hieng, an welchen man diesen Orden mit Erstaunen sah, und die wahrlich demselben die Ehre nicht machten, die ein Mann wie Herzberg jedem Orden machen würde. Aus eben dem Grunde hätte Friedrich gewiß den schwarzen Adler niemals, dem unvergleichlichen Großcanzler von Carmer ertheilet, dessen Verdienste er doch so ganz und vollkommen kannte, und denen er die gröste Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er fürchtete daß diese grossen und eben so nützlichen Männer, bey herannahendem Alter, einer äusserst mühseligen Berufsarbeit die Ruhe des Lebens vorziehen möchten, sobald sie alle Eh-

renzeichen von ihm erhalten hätten, die sie erwarten durften und konnten.

Eben dieser Grundsatz hielt auch seine Freygebigkeit zurück. Darum hielt man ihn für geitzig, aber geitzig war er nicht: denn wenn man glaubte, daß er es sey, handelte Er nach einer einmal angenommenen Ordnung, und nach Grundsätzen die er nie verließ. Der Marquis d'Argens war unter allen Gelehrten einer von denen die der König am liebsten um sich hatte, und den er am längsten bey sich behielt. Aber niemand war so sehr mit dem Heimweh geplagt wie dieser Philosoph; obgleich dabey vielleicht auch nur die Begierde zum Grunde lag, oft den Ort seines Aufenthaltes zu verändern. D'Argens blieb selten anderthalb Jahre bey dem Könige, und war er dann höchstens ein Jahr zu Hause gewesen, so hatte er das Heimweh nach Potsdam. Sein Gehalt war nur von achtzehn hundert Thaler, und andere seines gleichen hatten weit mehr. Aber als man einst dem Könige sagte, d'Argens Haushaltung verrathe Dürftigkeit, erwiederte er: „wie wollen sie, daß ich es mit ihm mache? Gebe „ich ihm hundert Louisd'or, so macht er eine Reise „nach Frankreich; und gebe ich ihm zweyhundert, „so hält er sich für reich genug um mich zu verlassen, „und für seine übrige Lebenszeit nach der Provence „zu ziehen (*).“

Klein

(*) Comment voulés-vous que je fasse? Si je lui donne cent Louis, il veut aller en France; et si je

Klein in Belohnungen hat sich Friedrich niemals gezeiget, wenn er wesentlich grosse Dienste belohnen wollte. Der Generallieûtenant von Prittwitz, Commandeûr des Regiments der Gendarmen, hatte sich bey sehr vielen Gelegenheiten im ganzen siebenjährigen Kriege ausgezeichnet; am Ende der unglücklichen Schlacht bey Cunnersdorf rettete er sogar, als damaliger Rittmeister des Ziethenschen Husarenregiments, mit hundert Husaren den König aus den Händen der Cosacken. Sein Umgang gefiel dem Könige sehr, und er war einer seiner sehr geschäzten Gesellschafter; der König schenkte ihm das grosse Lehngut Quilitz. Der General und damalige Major von Lestewitz, der in der Schlacht bey Torgau, als alles verlohren schien, zu gleicher Zeit mit Ziethen und ohne dieß zu wissen, noch einen lezten und glücklichen Angriff mit einem kleinen Haufen wagte, erhielt das eben so wichtige Amt Friedland.

Der damalige Generaladjutant und nunmehrige General von Götz, Gouverneûr von Glatz, gab in der Schlacht bey Cunnersdorf dem Könige sein Pferd, da Ihm mitten unter einem erschrecklichen Kugelregen eben das zweite Pferd unter dem Leibe erschossen ward, und ihm bald darauf wieder eine Kugel durch den zugeknöpften Rock zwischen der Rocktasche und Hüfte herein in die Westentasche fuhr,

je lui en donne deuxcent, il croit etre assés riche pour me quitter, et pour s'etablir à vie en Provence.

fuhr, ein goldenes Etui darinn zusammenschlug, und dann bey demselben in der Tasche liegen blieb. Friedrich verehrte diesen General von Götz, wegen seiner grossen militarischen Talente. Er gebrauchte ihn auch darum bey einem Vorfalle von grosser Erheblichkeit, in dem Kriege wegen der bayerischen Erbfolge. Die Oesterreicher hatten Habelswerth überfallen, den Prinzen von Philippsthal mit dem grösten Theile seines Regiments aufgehoben, und sich dadurch in der Grafschaft Glatz festgesetzet. Der König gab dem Herrn von Götz, der damals nur noch Generaladjutant war, den Auftrag die Oesterreicher zu vertreiben, und diese Unternehmung ward von ihm glücklich ausgeführet. Auch als Gesellschafter war Herr von Götz von dem Könige ganz vorzüglich geachtet. Nach dem Frieden wurden die grossen Lehngüter Scharfeneck und Tunschendorf in der Grafschaft Glatz, durch Absterben der Lehnbesitzer vacant; der König schenkte diese Lehngüter dem Herrn General von Götz, durch einen Brief, worinn Er ihm sagt, wie sehr es ihn freüe eine Gelegenheit gefunden zu haben sich gegen ihn dankbar zu bezeügen.

Der Werth von jedem dieser Geschenke betrug ein bis zweyhundert tausend Thaler. Friedrich machte aber auch solche Geschenke in baarem Gelde. Dem Minister von Schlaberndorf in Schlesien, schenkte er hundert tausend Thaler, weil er, durch eine ganz ausserordentliche Vorsicht, das Hauptmagazin für die Armee, gedoppelt so groß angeleget hatte, als ihm befohlen ward. Groß war aber

auch

auch allerdings dieser Dienst; denn nur dadurch konnte der König das berühmte Lager bey Strehlen so lange behaupten. Noch nach vielen Jahren sagte er: „ohne diese Vorsicht des Ministers von „Schlaberndorf war ich mit meiner Armee, in Ge„fahr zu verhungern (*).“

Dem General von Lossow, Chef des schwarzen Husarenregiments, schenkte der König, in einer Frist von wenig Jahren sechs und neünzig tausend Thaler in Golde. Selbst nach dem Tode seiner Kriegeshelden, hat Friedrich seine Erkenntlichkeit denjenigen noch bezeiget, denen er glaubte Dank schuldig zu seyn für grosse Dienste. So haüfig sind die Exempel, daß man befürchten muß den Leser durch so viele einförmige Züge zu ermüden; also von vielen nur eins. Es starb ein General, dessen Redlichkeit der König eben so genau kannte als seine in allen Absichten vorzügliche Dienste, und von dem er mehrmals sagte, er ist mein Freünd. Dieser General hatte die Verwaltung einer der grösten Ausgaben für die Armee, wovon die Berechnungen, so zu sagen, ins Unendliche giengen. Bey seinem Tode fand sich ein Defect von vier und achtzig tausend Thaler in der Casse. Der Verstorbene hatte Güter, und ein ansehnliches Vermögen. Man brachte bey dem Könige in Vorschlag, sich aus dem Nachlaß dieses Generals den Schaden ersetzen

(*) J'aurois risqué de mourir de faim, moi et mon armée, sans la prévoyance de cet homme.

setzen zu lassen. Der König antwortete: „Ich „kenne den General***. Er war der redlichste „Mann, und mein Freund. Gewiß ist der Aus„fall nicht durch ihn entstanden; Cassenbediente „müssen durch Vergreifung und Unordnung daran „schuld seyn. Ich will aber nicht, daß die nach„gebliebenen Kinder dadurch leiden. Mann soll „die ganze fehlende Summe auf der Rechnung „wegstreichen.“ — Kurz darauf gab der König der Witwe eine Pension.

Eine grosse Menge solcher Geschichten könnte man noch anführen, zumal da von allen viele Zeugen noch leben. Kein Jahr vergieng, da der König nicht an verschiedene Regimentschefs, Generale und Gouverneure, Geschenke von sechs, acht, und zehntausend Thaler machte. Aber fast allemal wollte der König daß seine Geschenke auch noch einen andern grossen und guten Zweck befördern. Er beschenkte gegen das Neujahr die Prinzessinnen seines Hauses mit reichen Stoffen von ausserordentlichem Werth; dadurch hoffte er den Fabrikanten Gelegenheit zu geben, sich in Verfertigung reicher Stoffen zu üben die jedem andern zu theuer waren. Eben so beschäftigte er auch in einemfort die Juwelirer, denen er bestimmte Lieferungen gab, und sie unter ihnen vertheilte. Er sagte: „in ei„nem grossen Staate wird jeder Arbeiter, jeder „Künstler nützlich, selbst durch den Aufwand den „er veranlasset.“

Friedrich gab durch seine Art sich gegen den Kriegsstand zu betragen, den allermerklichsten Be-

weis

weis seiner Theorie der Kunst sich mit den Menschen zu benehmen, sie zu leiten, und zu beherrschen. Es war für ihn eine Hauptarbeit, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, jedes Regiment in Ordnung zu erhalten; denn dieß war sein Ausdruck. Die Obersten mussten für ihre Regimenter haften; der König hielt sich an sie, wenn die Soldaten ihre Schuldigkeit nicht thaten. Es war ihm äusserst wichtig, die Fähigkeiten von jedem General bis auf den Grund zu kennen, die fleissigen in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten; und diejenigen die es nicht waren dahin zu bringen daß sie es seyn mussten. Er erhielt die Gemüther der Menschen in einem beständigen Wechsel von Empfindungen. Seine Erfahrung hatte ihn belehret, daß eine gar zu anhaltende Strenge die Wirkungskraft niederschlägt, und die Seele betäubet; so wie hingegen derjenige nachlässig wird, der sich einbildet, die Gnade des Königs so vollkommen zu besitzen, daß es gar nicht mehr darauf ankomme, diese durch grössere Anstrengung und einen vermehrten Diensteifer zu verdienen.

Verdienstvolle Officiere wurden aus dieser Ursache selbst in den Zeiten nicht befördert, da sie die gröste Ursache hatten Beförderung zu erwarten. Der General von Warnery hatte als Obristlieutenant, im Jahre 1756, die Vereinigung der Oesterreicher mit den Sachsen verhindert; er erhielt von dem Könige den Orden pour le mérite und einen Kuß zur Belohnung. Aber er blieb Obristlieutenant

nant wie zuvor. Der König ließ ihm durch den General von Winterfeld sagen: wenn er im vorigen Kriege und im jetzigen Feldzuge, bey jeder Gelegenheit wäre avancirt worden wo er sich ausgezeichnet hatte, so wäre er längst Feldmarschall! — Warnery ward damals immer zu des Königs kleiner Tafel gezogen, und war damals ein Favorit des Königs.

Furcht und Hofnung waren die Werkzeuge, die Friedrich beständig gebrauchte. Er sagt in seinen nachgelassenen Werken, indem er erzählet, wie es ihm gelungen sey seine Cavallerie auf den besten Fuß und in die vortreflichste Uebung zu setzen: „Strafen und Belohnungen, Verweis und Lob, „die man zur rechten Zeit anwendet, verändern die „Menschen, und es werden ihnen dadurch Gesin„nungen eingeflösset, die man ihnen nicht leicht zu„traut (*).“

Hieraus floß dann auch, daß er seinen grösten Generalen bald sein ganzes Vertrauen schenkte, sie dann auch bald wieder empfindlich neckte, und bey der ersten Gelegenheit mit Todeskälte niederschlug. Seidlitz und viele andere Generale von dieser ersten Grösse, haben dieß im siebenjährigen Kriege erfahren. Man weiß wie gerne deswegen diese Helden oft ihre Lorbeern weggeworfen hätten um irgendwo in dunkeler Stille zu leben, und vom Kriege nichts mehr zu sehen und zu hören; wie sie auch wirklich zuweilen aus Mißmuth von der Armee weggiengen,

(*) Oeuvres posthumes. Tom. II. pag. 197.

gen, und dann doch immer wiederkamen und sich neüe Lorbeern erfochten.

Eisenfest und lebenslang blieb er dem Grundsatze getreü, man müsse die Menschen immer in der Mitte erhalten zwischen Hofnung und Furcht. Solche Grundsätze finden zwar Privatmenschen hart; aber es ist doch sehr begreiflich, daß ein scharfsinniger König, dem jede Seite der Menschheit am besten bekannt seyn kann, ganz anders denken und handeln muß als ein Privatmann. Friedrich behandelte wenigstens nach diesem Grundsatze, Prinzen, Generale, Minister, Justizräthe, Finanzbediente, Kammerlackayen, kurz, alle Menschen die unter seinen Befehlen standen. Ein sehr sorgfältiger Erforscher der Gemüthsarten war er hierbey; und er glaubte zu unterscheiden, wer viel oder wenig Lob, und wer viel oder wenig Tadel vertragen könne. So schien oft sein Tadel strenge und hart, weil man die Schale nicht kannte in welcher Friedrich die Gemüther wog; weil man völlig unbekannt war mit der Theorie, nach welcher er Lob austheilte und Tadel.

Gar nicht zurückhaltend war er mit Lob und Beyfall bey Gemüthern von denen er glaubte durch Lob und Beyfall alles zu erhalten. Mit dem Herrn Minister von der Horst hatte der König, wie man weiß, öftern persönlichen Umgang, und einen beständigen Briefwechsel bis zu seinem Tode. Zwey Briefe des Königs an Herrn von der Horst habe ich aus der königlichen Urkunde abgeschrieben. Beyde enthalten die stärksten Züge zum Beweise

wie sich der König mit einem Manne von dieser Gemüthsart benahm. In dem ersten ist die Rede von einer vollführten Arbeit, und nicht leicht kann ein König auf eine vollständigere Art bey einer solchen Gelegenheit seinen Beyfall bezeügen.

Der erste Brief ist in deütscher Sprache aus Potsdam vom zehnten December 1768 geschrieben, und lautet so: „Mein lieber Etatsminister Frey„herr von der Horst. Besser hättet Ihr, Meine „Absichten bey Anfertigung eines neüen Tarifs, zu „dem mit der Crone — zu schliessenden Commer„cien-Tractat, nicht erfüllen können, als solches „nach Eürem Bericht vom siebenten dieses Monats „geschehen ist. Ich finde den Tarif so vollständig, „und die in dem beygefügten Memoire enthaltenen „Anweisungen so wohl erdacht und bündig, daß ich „solchem nicht das Allergeringste hinzuzufügen ge„funden, sondern beydes Meinem, an den — Hof „bestimmten Gesandten, dem Obristen Freyherrn „von — sofort zugefertiget, und auf lezteres, bey „Fortsetzung seiner Negociation, schlechterdings „verwiesen habe. So mühsam aber die von Eüch „hierbey übernommene Arbeit gewesen, so vollkom„men ist der Beyfall, welchen Ihr Eüch dadurch „von neüem bey Mir erworben, und so gewiß „könnet Ihr seyn, daß ich solche gegen Eüch mit „gnädigstem Dank jederzeit erkennen werde. Ich „bin inzwischen Eüer wohlaffectionirter König. „Friederich."

Der zweite Brief des Königs an den Herrn Minister von der Horst, ist eine Aufmunterung,

um eine Nachricht zu verschaffen, die der König ungemein wünschte zu erhalten. Gewiß sagte er in diesem Briefe alles was den Diensteifer und die Ehrbegier eines Mannes erregen konnte, von welchem Friedrich wusste, dieß seyen die Haupttriebfedern seines Geistes. Der Brief ist in französischer Sprache, aus Potsdam vom siebenten April 1783 geschrieben, und lautet so. „An den Staats-„minister, Freyherrn von der Horst, in Haldem. „Ich begreife wohl, daß es Ihnen äusserst schwer „fallen wird, das Geheimniß der neüen Erfindung „von Canonen in — auszuforschen. Aber desto „rühmlicher für Sie wird es seyn, wenn Sie ein „Mittel ausfündig machen dasselbe zu ergründen. „Auch bin Ich überzeüget, daß eben diese Schwie-„rigkeiten ein mächtiger Sporn für Sie seyn wer-„den, das Unmögliche zu versuchen um Mir diesen „Dienst zu erzeigen, und meines Dankes können „Sie versichert seyn. Indessen bin ich Ihnen für „ihre Briefe aus Wien und Versailles verbunden; „und bitte Gott daß Er Sie unter seine heilige „und würdige Obhut nehme. Federic (*).“

(*) *Au Ministre d'Etat Baron de Horst, à Haldem.* Je sens bien, qu'il vous sera extrêmement difficile de pénétrer le sécret de la nouvelle invention des canons de —. Mais d'autant plus glorieux vous sera-t-il, si vous trouvés moyen de l'approfondir. Aussi suis-Je persuadé que ces difficultés même vous serviront d'aiguillon puissant à tenter l'impossible pour Me rendre ce service; et vous pouvés

Wie der Minister Freyherr von der Horst hingegen seinen geliebten König beurtheilte, und wie er nicht fürchtete ihm dieß gerade heraus zu sagen, beweiset nachstehender Brief dieses Ministers an den König. Er gehöret zur Vollendung dieses Gemähldes; und ward den zwey und zwanzigsten Januar 1775 geschrieben, als der Freyherr von der Horst sein Departement niedergelegt hatte, und Berlin verließ. Dieser Brief war französisch, und lautet in meiner Uebersetzung so: „Eüer Majestät „werden mir erlauben, daß ich in der Nähe des „Augenblickes meiner Entfernung, Ihnen die Em„pfindungen meiner Erkenntlichkeit und der hoch„achtungsvollesten und unzerstörbarsten Liebe aus„drücke. Ich sah und ermaß die Regierung des „Einzigen, die in den Annalen der Vorzeit nur „unvollkommene Beyspiele hat. Ich sah und er„maß den König der sich der mühsamsten und an„haltendesten Arbeit hingiebt; der die Grösse seines „Staates schuf, damit Er dieselbe zum Werkzeüge „des höchsten möglichen Wohlstandes mache, des„sen ein Volk fähig ist; der mit schnellem Schritte „zu den kleinsten Untersuchungen hinabsteiget, aber „ihnen niemals die Grösse seines Plans aufopfert; „der

pouvés être assuré de Ma reconnoissance. En attendant Je vous sais gré de vos lettres de Vienne et Versailles ; et sur ce Je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Potsdam ce 7. d'avril 1783.

Federic.

„der die Menschen kennet, seine Festigkeit ihrem „Trug entgegensetzet, und nicht leidet daß Wahr„scheinlichkeiten lange über Wahrheit siegen; der „mit seinem Scharfblick die Schwäche kleiner See„len sieht, um sie ihnen zu verzeihen. Ein solcher „König, sobald er weiß daß man Ihn kennet, muß „versichert seyn, daß Liebe und unverlezliche Treü „der Tribut sind, den Ihm ganz nothwendig die „einfache Vernunft bringet. Dieß ist nicht die „Stimme eines Schmeichlers! Eüer Majestät „beschuldigten mich niemals dieses Fehlers. Aber „es ist die Stimme eines Mannes, der sich selbst „Rechenschaft geben, und seine ewige Liebe für „seinen König rechtfertigen will (*).“

(*) Votre Majesté daignera permettre, qu'en touchant au moment qui m'éloigne, je vienne mettre à ses pieds, le témoignage d'une reconnoissance et d'un attachement plein de vénération, que rien ne sçauroit détruire.

J'ay vû et j'ay osé apprécier ce Règne unique dont les annales des siècles passés ne sçauroient apporter que des exemples inférieurs.

Un Souverain qui se dévoue au travail le plus pénible et le plus suivi, qui crée la grandeur de son Etat pour en faire l'instrument du plus grand bienêtre qu'il est possible de repandre sur un peuple.

Qui d'un pas rapide descendant jusqu' aux moindres détails ne leur sacrifie jamais la grandeur de son plan.

Qui

Nur wenige grosse Männer ertragen wie Frie-
.ch, daß man den Grund ihrer Handlungen ent-
ickelt, wenn auch diese Entwickelung mit ihrem
obe verbunden wird.

Ganz wie mit allen übrigen Menschen in sei-
ner Monarchie, ganz nach den nemlichen Grund-
sätzen, benahm sich Friedrich mit seinen Brüdern
und Schwestern. Aber es war auch ein Gedan-
kenfest, für jeden der darüber philosophische Be-
trachtungen anzustellen vermochte, zu sehen, wie
Friedrich mit seinen Brüdern und Schwestern um-
gieng, wie er sie im Leben und im Tode liebte,
und wie er ihnen seine üblen Launen durch jedes
Merkmal von Ehrerbietung zu vergüten wusste.
Die Grösse seines berühmten Bruders, des Prinzen
Heinrichs

Qui connoissant les hommes, oppose la fermeté à leurs illusions, et ne souffre point que les probabilités l'emportent longtems sur le vrai.

Qui d'un régard perçant ne decouvre la foiblesse des esprits subordonnés, que pour leur pardonner. Un tel Souverain, Sire, dès qu'il se voit connu doit être persuadé que l'amour et une fidelité inviolable, sont le tribut que la simple raison Lui apporte de toute necessité.

Ceci n'est point la voix d'un flatteur! Votre Majesté ne m'accusa jamais de ce défaut mais c'est celle de l'homme qui veut se rendre raison à lui-même, et justifier ce dévouement eternel avec le quel je me crois heureux d'être, Sire etc.

Horst.

Heinrichs von Preussen, kannte Friedrich, wie man dieß aus ewigen Denkmälern weiß, und wie es die einfache Geschichte der Nachwelt sagt. Er hielt aber auch den kleinsten Schatten von Geringschätzung eines so grossen Mannes für Beleidigung. Darum unterließ er gegen den Prinzen Heinrich nicht nur bey allen wichtigen und grossen sondern auch bey den kleinsten Gelegenheiten, kein Merkmal von Hochachtung: Friedrich versäumte sogar niemals sich fast ganz vom Stuhle zu erheben, wenn er desselben Gesundheit trank, und dieß geschah unausgesetzt bey jeder Mahlzeit mit dem Prinzen Heinrich.

Friedrich erfuhr, zwey Tage nach der bey Hochkirchen verlohrnen Schlacht, den Tod seiner geliebten Schwester von Bareuth. „Mehrere Tage „hindurch, sagt Herr von Cat in einem sehr merk„würdigen Briefe an Herrn de Lavaux (*), unter„hielt mich der König, von drey Uhr des Nach„mittages bis sieben Uhr des Abends, von nichts „als dieser Schwester. Die Fensterladen seines „Zimmers waren beynahe ganz geschlossen; er lebte „ganze Tage hindurch, in dieser Dunkelheit. Von „dem Augenblicke an, da er diese unglückliche Nach„richt erhielt: las Er alleine, mit leiser Stimme „gegen seine Gewohnheit, Bossüets, Flechiers, und „Mascarons Leichenreden; und Youngs Nachtge„danken die Er von mir verlangte.“

(*) Vie de Frédéric. Tom. VI. pag. 379. 380.

24. Cap.

Ueber die Art wie man Ihm am besten widersprechen konnte.

Widersprechen läſſt ſich jeder Menſch, wenn man nur dabey ſich gehörig zu benehmen weiß, und hauptſächlich wenn man den Willen hat ſich dabey gehörig zu benehmen. Bey Königen hat man doch mehrentheils dieſen Willen. Aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch dieß, nach der Verſchiedenheit der Gemüthsart der Könige, ſeine eigene Wege hat. Bey Friedrich waren dieſe Wege, zum Theile, ganz anders als man erwarten wird.

Friedrich konnte fürchterlich auffahren, und er machte zuweilen ein Geſicht vor dem man floh oder verſtummte; aber er kam auch ganz wieder zurück, wenn man nur nicht Faſſung und Standhaftigkeit verlohr. Herr über ſich ſelbſt war er in Augenblicken — nicht; aber er war Herr über ſich ſelbſt auch zuweilen im höchſten Zorne, in allen ſeinen Feldzügen und Schlachten, in jedem Glück und Unglück. Kein König auf Erden hat mit gröſſerer Selbſtſtändigkeit regiert.

Herr Denina ſagt: „man dürfe es nicht verheelen, daß Friedrich nicht wollte widerſprochen ſeyn; und daß er nicht gerne von Schwierigkeiten hörte, wenn etwas ſchon befohlen war (*).“ —

Dieß

(*) Eſſai ſur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 417.

Dieß muß man aber mit der grösten Unterscheidung annehmen. Allerdings konnte er nichts weniger vertragen, als wenn man ihm öffentlich und in Gegenwart von mehrern Personen widersprach. Er hielt dieß für ein Zeichen der Verachtung; und wer konnte, ohne Unsinn, solche Gefühle bey einem Manne von dieser Grösse erregen wollen? Aber kein König auf Erden war jemals williger als er, Wahrheit zu hören. Remonstrationen nahm er mit der grösten Bereitwilligkeit an; aber sie mussten unter vier Augen gegeben, mit hinreichenden Gründen unterstützet, auch wohl anhaltend wiederhohlet werden. Ich berufe mich hierüber auf das bündige und unwidersprechliche Zeügniß des Herrn Ministers von der Horst, aus dessen Munde ich diese Nachricht habe, und der dieß alles aus tausendfacher Erfahrung weiß.

Eine Regierung hat keinen standhaften Charakter, wenn sie gegen jede Verordnung, jede scheinbare Vorstellung gleich annimmt. Friedrich gab gewiß eine abschlägige Antwort, wenn die Einwürfe ihm nicht gleich einleüchteten; also nicht gründlich waren und nicht anschaulich. Dann kam es aber immer noch darauf an, daß man nur die Sache wiederhohle und deütlicher mache. Ohne die allergeringste Gefahr konnte man dieß thun, wenn man Recht hatte, und dabey Festigkeit, Standhaftigkeit und Muth.

Sehr oft war dieß der Fall des Herrn Ministers von der Horst, aber aus unzählichen Exempeln wähle ich nur eins. Beym Anfange der Tobacks-

backsadministration verlohren die Gebrüder Schwartz in Magdeburg eine ihnen eigenthümliche Fabrik, vielleicht die ansehnlichste in allen preussischen Staaten. Alle übrigen Fabrikanten im ganzen Lande, die sich in eben diesem Falle befanden, wurden entschädigt, und oft sehr reichlich. Nur die Gebrüder Schwartz mussten leer ausgehen, kamen noch überdieß bey dem Könige in üblen Ruf, und wurden bey ihm verlaümdet. Solche Streiche macht man täglich an grossen Höfen, aber wie dieß bey Friedrich möglich war, wird man nicht leicht errathen. Es kam so. Der Minister der das Stempelwesen in seinem Departement hatte, wollte eine von ihm gemachte üble Ausrechnung bedecken. Er beschuldigte deswegen die Gebrüder Schwartz, sie haben ihren Contract nicht erfüllet, der nach seiner Beschaffenheit unmöglich erfüllet werden konnte.

Als der Herr Minister von der Horst dem Könige Vorschläge zur Entschädigung der Gebrüder Schwartz machte, gab ihm der König eine völlig abschlägige Antwort. Herr von der Horst wiederhohlte zum zweitenmal seinen Antrag zum Besten dieser Hauptfabrikanten, die mehr als einer von allen andern verlohren hatten, und erhielt von dem Könige die zweite abschlägige Antwort. Herr von der Horst kam bey dem Könige zum dritten und vierten male wieder; der König gab nicht nur die dritte und vierte abschlägige Antwort, sondern verbot dem Herrn von der Horst mit dieser Sache ihn ferner zu behelligen. Endlich machte Herr von der

Horst

...ne fünfte schriftliche Vorstellung, gieng mit ...elben nach Potsdam, und stellte sich vor Frie... ...ich den Grossen mit seinem Papier in der Hand. ...le Gründe, besonders die Gründe der Gerechtig... ...t, wurden von diesem standhaften und muthvollen ...nister schriftlich und mündlich so anschaulich ge... ...acht, daß der König alle seine Vorschläge völlig ...willigte, und dieß auf die gnädigste und men... ...enfreundlichste Art.

Völlige Gerechtigkeit lässt Herr Denina aber ...ch dem Könige insofern widerfahren, weil er sagt: ...des Königs Befehle waren doch nicht ganz unwie... ...derruflich, da er auch wohl unmaßgebliche Ein... ...wendungen annahm, wenn man dieselben so ein... ...ukleiden wusste, daß sie weder das Ansehen eines Rathes hatten, noch das Ansehen einer ...Lection (*).« — Aber Herr Denina führet zu... ...leich ein Beyspiel an, woraus erhellet daß Frie... ...ich auch sogar Vorstellungen als Dichter annahm, ...nd die Bekanntmachung eines Gedichts unterließ, ...as er durch seinen Gesandten in Petersburg dem ...rafen Panin vorlegen ließ, und das dieser russi... ...e Minister nicht wünschte gedruckt zu sehen. ...anz außer allem Zweifel beweiset auch, wie dieß ...r scharfsinnige Denina sehr wohl fühlet, die ...achgiebigkeit eines Dichters weit mehr als die ...achgiebigkeit eines Monarchs; und darum waren ...rklich nicht Eigenliebe und Eigensinn die Trieb-
federn,

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 419. 420.

fodern, wenn Friedrich standhaft bei seinem Willen beharrte.

Man erlaube mir nur ein einziges Wort über die standhafte Unerschrockenheit des Herrn Ministers von der Horst noch anzuführen. Als ihn der König zum Minister in Berlin machte, sagte die verwitwete Frau Herzoginn von Braunschweig zu dem Könige ihrem Bruder: Euer Majestät haben eine gute Acquisition an dem Baron von Horst gemacht? — Der König erwiederte: „Horst ist „ein ganz sonderbarer Mann; wenn ich ihm den „Kopf gewaschen habe, fodert er von mir eine „Audienz (*).“

25. Cap.

Ueber seine Sanftheit, Güte und Gelindigkeit. Ueber seine satyrische Gemüthsart, und ihre bösen und guten Folgen.

Groß und gut war Friedrich in allen Dingen wo Grösse und Güte nur irgend sichtbar ist. Er hatte auch ganz unstreitig, in seiner Organisation und in seinem Herzen etwas Sanftes und Mildes. Auch schon seine höchst sanfte und höchst liebenswürdige Stimme verrieth diese Milde, wenn man ihn

(*) C'est un homme bien singulier. Quand je lui ai lavé la tête, il me demande une audience.

ihn in Stunden sah und sprach, da er diesen Gefühlen seines Herzens Raum geben wollte und konnte.

Jupiters Blitze fuhren aber auch aus seinen Augen. Dieß laügne ich nicht; aber im Moment nachher, ruhte auf eben diesen Augen die sanfte Klarheit des schönsten Abendhimmels. Ein kluger und geistvoller Spanier, der Ritter von Normandes spanischer Gesandter in Petersburg, sprach mir noch im vorigen Jahre in Hannover, von dieser erstaunenden Flexibilität in Friedrichs Physionomie, und in Friedrichs Seele. Auf dem Wege von Petersburg nach Versailles, war einst Normandes bey Friedrich in Sanssouci. Während der Audienz meldete man eilig einen Officier. Der König ließ ihn hereinkommen, sagte dem spanischen Gesandten er möchte bleiben, und gieng mit dem Officier in eine Ecke des Zimmers. Leise und ganz unvernehmlich, machte der Officier seinen Vortrag; leise und ganz unvernehmlich sprach der König mit dem Officier: aber mit einem Gesichte, sagte mir Normandes, als wollte Er, in diesem Augenblicke Himmel und Erde zermalmen und zertrümmern! — Der Officier ward entlassen; der König trat nun wieder zu Normandes, und gab ihm einige wichtige und Ihm sehr am Herzen liegende Aufträge für das französische Ministerium, mit einer Anmuth in Gesicht und Stimme, die Herr von Normandes mir nicht anders auszudrücken wusste, als mit diesen Worten: il avoit l'air aussi doux qu'une fille de joye à Paris.

Graf Mirabeau sagt in seinem berühmten Briefe an König Friedrich Wilhelm den Zweiten: „Friedrich erwarb sich die Bewunderung der Men„schen; aber niemals erhielt Er ihre Liebe.“ — Diese Worte scheinen hart. Aber Graf Mirabeau selbst hat sie auf die edelste Art in einer höchst vortreflichen Stelle seines Werkes über die preüssische Monarchie zurückgenommen, oder gewiß auf eine völlig befriedigende Art erkläret. Wie erhaben und rührend ist diese Stelle: „Friedrich der Zweite „war dem Augenblicke nahe, die blutige Scene „des Don Carlos, oder die noch neüere Scene des „Czarowitz, an sich selbst zu erfahren. Er erhielt „Vergebung, aber er sah seinen Vertrauten ent„haupten: den Gefehrten seiner Flucht und seiner „Reise, den unglücklichen Catt, dem Friedrich, „wie man sagt, keine Thräne gegönnet haben soll: „es sey, daß tiefer Schmerz sie zurückhielt, oder, „wie man aus seinem ganzen Leben schliessen „könnte, daß ihn die Natur zum Kopfe machte, „und ihm statt eines wenig empfindlichen Herzens „eine kraftvolle Seele gab? — Augenzeügen „haben mir jedoch hiervon das völlige Gegentheil „versichert. Kaum, sagten sie, erblickte Frie„drich seinen Freünd auf dem Blutgerüste, so bat „er ihn um Vergebung mit dem höchsten Ausdrucke „einer von Schmerz ganz zermalmten Seele. „Ohnmächtig und mit der Angst eines Sterben„den, sank er nieder, während dieser Hinrichtung. „Vorher hatte Er alles versuchet, um Catt zu „retten; dem Throne wollte er in seiner Verzweif-

„lung

„lung entsagen, um das Leben seines Geliebten „zu erhalten! Aber Blut verlangte der unbieg„same Monarch, der Catts Todesurtheil mit „Grausamkeit hinschrieb; und Catt starb nicht „ohne den Trost, die Thränen seines Freündes „gesehen zu haben. — Ein unüberwindliches „Gefühl zwinget uns dieser Tradition zu glauben. „Mehrere flüchtige Anecdoten aus Friedrichs Le„ben haben mich schon lange überzeüget, daß er „mit einem gefühlvollen Herzen gebohren, seinen „Trieb zur Rührung und Milde bezwang, weil er „sah, wie wenig oft ein Landesherr und ein Kö„nig gerühret seyn darf! — Nein, nie hatte eine „unempfindliche Seele, Friedrichs Blick, Frie„drichs Zauberstimme, Friedrichs lebhafte und „biegsame Imagination; und die Härte, die un„sere Schwachheit diesem grossen Manne vorwer„fen darf, ist vielleicht der schönste Triumph sei„nes hohen Geistes über die Natur (*).“

So spricht Mirabeau. — Wer kann ihn ohne Entzückung lesen, wenn er mit solchem Gefühle spricht, mit solcher Eloquenz, mit solcher Wahrheit? — Es schmerzt, wenn man sich gezwungen sieht, gegen einen so gefühlvollen Mann zu schreiben! Aber obgleich kein Mensch auf Erden sich da, wo man keck und mannhaft seyn muß, durch liebende und sanfte Gefühle beügen lassen

kann

(*) De la monarchie prussienne. Tom. I. pag. 90, 91, 92, 93.

kann und soll, so bezahle ich dennoch hier mit Freuden dem Grafen Mirabeau den Tribut, den kein gerührtes Herz einem gerührten Herzen versagt.

So gut und groß wie hier Graf Mirabeau von Friedrich spricht, so sprechen unzähliche Menschen in Deütschland nicht. Und diese müssen es leiden: daß auch ich an Friedrichs Herzensgüte glaube; daß auch ich Ihn höchst liebenswürdig fand; daß auch ich sein Andenken nicht nur verehre wie es verehret seyn wird in allen künftigen Jahrhunderten; sondern daß ich mich gedrungen und gezwungen fühle, mitten unter allem diesem Widerspruche, mit Liebe über Ihn zu schreiben! Aber wie sind auch alle ächten Denkmäler seines Lebens und seiner Handlungen, voll von allem was den Gedanken von Tugend groß und liebenswürdig macht; voll von allem was ihr Eingang verschaffet bey den Menschen, voll von Zügen der holdesten Sanftheit, der grösten Herrschaft über sich selbst, der äussersten Gutmüthigkeit, der liebreichsten Herablassung in die Lage von jedem Menschen, der höchsten Gelindigkeit, des herzlichsten Mitleidens, und des väterlichsten Hinsehens auf sein ganzes Volk?

Verunglimpfungen aller Arten hat man sich indessen nicht etwa nur in Frankreich und Oesterreich, sondern im Herz der preüssischen Monarchie, in dem so mächtig erleüchteten Berlin, gegen Friedrichs Herz und Charakter erlaubt. Nie ward ein Privatmann von seinen giftigsten Feinden

den boshafter angeschwärzet, verlaümdet und verstellet, als Friedrich der Grosse. Die Verlaümdung ist hier schon in Erinnerung gebracht, daß er dem für Ihn enthaupteten Catt keine Thräne gegönnet habe. Dieß sagten zwar seine Feinde. Aber auch seine Freünde schonten ihm nicht, und man weiß wie mancher von ihnen doch auch einen Stein nach ihm werfen wollte. Ein guter aber nicht gut unterrichteter Mann, beschuldigt Ihn zwar ohne alle böse Absicht und gewiß in der Unschuld seines Herzens, des Undanks; und hat Ihm öffentlich in Berlin nachgesagt: „er habe „nach seiner Thronbesteigung auch sogar das Be„tragen der Männer mißbilligt, die, den Befeh„len seines Vaters zuwider, ihm seine Gefangen„schaft in Cüstrin erträglich machten; und er sey „weit entfernt gewesen ihnen seinen Dank zu zei„gen, da er ihnen gewöhnlich sein Vertrauen ent„zog." — Es ist wahr, daß Friedrich als König das Unternehmen seinem Vater als Kronprinz zu entfliehen mißbilligt hat; aber es ist höchst unwahr, daß er undankbar gegen diejenigen gewesen sey, die ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich machten! — Der einzige Mann der ihm seine Gefangenschaft in Cüstrin erträglich machen konnte, war der Kammerpresident in der Neümark Herr von Münchow. Auch erhob Friedrich gleich bey seinem Regierungsantritt beyde Söhne dieses Herrn von Münchow in den Grafenstand, ernannte den einen zum Obersten und Generaladjutant; und bald nachher den andern, mit

allem Ansehn und aller Gewalt eines Vicekönigs, zum dirigirenden Minister in Schlesien.

Ebenfalls des grösten Undankes will man Friedrich den Grossen durch die Anklage beschuldigen, daß er als König die Schulden nicht bezahlet habe, die er als Kronprinz machte. Friedrich bezahlte diese Schulden nicht gleich, um das Schuldenmachen der Prinzen seines Hauses dadurch zu verhindern. Diese Sorge lag ihm so sehr am Herzen, daß er noch in der Folgezeit durch ein eigenes Edict festsetzte: niemand, der einem Prinzen Geld geliehen, soll deswegen einen rechtlichen Anspruch auf diesen Prinzen haben. — Aber vor und nach dieser Zeit hat Friedrich alle Schulden bezahlt, die er selbst als Kronprinz gemacht, sobald er nicht glaubte, man habe ihn bey Ausstellung der Schuldscheine gröblich betrogen.

Durch den Wust unzählbarer Beschuldigungen der Bosheit, des Neides und der Dummheit, den man überall gegen Friedrich den Grossen haüfet, habe ich nur keine Lust mich durchzuschlagen. Es ist so aüsserst widerlich und ekelhaft nichts als dummes Zeüg und grobe Injurien aus witzig seynsollenden Schriften auszuheben und zu widerlegen. Anstatt dieser gemeinen Balgerey will ich lieber diesen grossen Verlaümdeten darstellen wie er war; und dann bloß durch einfach erzählte Thatsachen seinen Feinden und Verlaümdern sanft und stillschweigend die Köpfe zertreten.

Als

Als Friedrichs sterbender Vater, wahrlich kein sehr sanfter Vater, ihn zu sich rufen ließ, in seinen lezten Stunden: sah man ihn beym Weggehen, ausserordentlich gerühret, schluchzend und ganz in Thränen. Thränen, in solcher Lage, bedeüten die nicht mehr, als Thränen wie sie unser einer weinet? — Man lese auch nur seine freündlichen, herzlichen und zärtlichen Briefe an Suhm; und dann die im siebenjährigen Kriege geschriebenen Briefe an die alte Gräfinn von Camas, voll Sanftheit, Liebenswürdigkeit und Güte: und verkenne, wenn man kann, das Herz in Friedrichs Charakter.

Bey der fast übermenschlichen Kraft seiner Seele, blieben Friedrichs Privatneigungen doch immer sanft. Wo er nicht Held und König seyn musste, war er so gerne Mensch. In der Musik, in der Mahlerey, in den Farben seiner Meüblen sogar, liebte er das Milde, das Gefällige. Geschmack für die grosse wirkungsreiche italienische Mahlerey, hatte er bloß in seinem spätern Leben: aber er hatte immer Ekel und Abscheü vor dem Schrecklichen in Gemälden, in das so viele Damen verliebt sind! Friedrich sagte: das ist für Henker gemalt.

Er, der am Anfang der Schlacht bey Torgau zehn Grenadierbataillone, die nicht einmal Zeit gehabt ihr Gewehr abzufeüren, todt auf der Erde liegen sah ohne darüber zu erstaunen, war des Mitleidens in seinem Privatleben auf eine fast unglaubliche Weise fähig. Ein grosser und guter

Mann, der selige Moses Mendelssohn, hat mir in Hannover erzählet: man habe Friedrich den Grossen gesehen mit allen Zeichen der grösten Furcht und Angst, um Hülfe schreyen und seine Hände ringen, indem man unter seinen Fenstern in Potsdam allzuschwach sich bestrebte einem ins Wasser gefallenen Mädchen zu helfen. Wie sollte aber Friedrich solchen sanften und liebenden Gefühlen nachhängen, da zwey Drittel von Eüropa gewafnet, und nichts Kleineres als gänzliche Vernichtung drohend, gegen den Einzigen aufstanden, auf diesen Einzigen fielen? — Die Ehre seines Hauses, die Unsterblichkeit seines Namens, seine Rettung als alles für ihn verlohren schien und die österreichischen Generale schon glaubten Ihn zu haben, und dann nur immer vergassen Ihn zu nehmen: dieß alles errang Friedrich nicht durch Sanftheit und gute Worte. Ein schwer verwundeter Löw reicht eüch nicht freündlich die Pfote.

Der gute Mirabeau mag sagen, noch nie habe sich reine und unverfälschte Güte auf einem Throne gezeiget; er mag die vielen Millionen Thaler verachten, die Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege unter seine verarmten Unterthanen ausgetheilet hat. — Wenn aber kalte und herzlose Politiker behaupten, Friedrich habe dieß hier gegeben um dann dort wieder desto mehr zu nehmen, o so behaupten sie eine grosse Absurdität: denn Friedrich, der Vater seines Volkes, warf unter unzähliche Arme vom Adel, in so viele Städte, Dörfer und Provinzen, für so viele Verheerungen, Brand-

schaden

schaden und Ueberschwemmungen, wahrlich alle diese Millionen nicht aus, um nur etwa bloß sein Capital auf gute Zinse auszulegen! — Unwiderlegbar beweiset Herr de Launay, daß das preussische Volk seinem Könige hundert Millionen weniger bezahlet hat, als es vor der Einführung der Regie bezahlt haben würde: anstatt hundert Millionen mehr zu bezahlen, wie der Herr Graf von Mirabeau behauptet. — Denn wenn man Steuren auf Brodt, Geräthe zum Gebrauch, Bier und andere Artikel, beygetrieben hätte ohne sie zu mässigen, so hätte man in zwanzig Jahren wenigstens hundert Millionen mehr bekommen. Das Volk hat aber diese hundert Millionen nicht bezahlt, und hat dagegen vierzig Millionen von Friedrich geschenkt erhalten, und tausend Gelegenheiten gefunden seine Indüstrie zum allgemeinen Besten zü verwenden (*).

Die Güte von Friedrichs ganzem öconomisch politischem Finanzsystem setzet Herr de Launay ganz ausser allen Streit, immer mit der edelsten Einfalt, immer mit Gewicht und Würde. Der Herr Graf von Herzberg erzählet in unvertilgbaren Denkmälern von Friedrich, was blindes Vorurtheil und stolzer Wahn nicht sehen will. Grosse Charakterzüge sammelte der berühmte Graf Güibert in sein unsterbliches Gemälde; und dieser sehr beredte und überall ins Grosse sehende französische Krie-

(*) De la Haye de Launay Widerlegung des Grafen von Mirabeau. S. 102.

ger hat alles was man von einem solchen Könige sagen muß, mitten unter dem ehmaligen Sclavenhaufen in Versailles eben so heldenmüthig gesagt als Friedrich es that. Dieß alles rühret und erhebet die Seele, wie mir deücht: denn überall sieht man in Friedrichs Verhalten wahre moralische Grösse, Züge des grösten Edelmuths, der sublimsten Menschenliebe und Güte.

Güte des Herzens, und alles was sie mitbringet und wirket, ist doch, gesteht es nur, die höchste Seligkeit auf Erden! — Witz und Laune, und jede höhere Geisteskraft, geben einen höchst unvollkommenen Genuß, wenn sie nicht begleitet sind mit Güte. Niemand fühlte dieß besser und schärfer als Friedrich der Grosse. Eine erstaunende Menge von Zügen seiner himmlischen Herzensgüte, sind aufgehoben und erwiesen, sind jetzt allgemein bekannt, werden wiederhohlet von Mund zu Mund, werden unvergeßlich bleiben, in der Ewigkeit der Zeiten und in dem Ruffe grosser Dinge.

Kein gekröntes Haupt mit einer schönen Seele, würde nicht auch gerne so viel Gutes thun, als Friedrich. Aber nicht alle gekrönte Haüpter haben eben so viel Geld als Neigung zum Wohlthun. Friedrichs Ersparungen hatten, wie man weiß, keinen andern Zweck, als seinem armen Volke in Unglücksfällen und critischen Zeitlaüften zu Hülfe zu kommen. Aber was Friedrich auf seinem Throne konnte, das kann man nicht auf allen Thronen. Vor allzugrosser Neigung zum

Wohl-

Wohlthun, vor übermässiger Herzensgüte, muß darum auch niemand in der Welt sich mehr hüten als gekrönte Häupter. Menschenunvernunft geht nirgends so weit als im Bitten. So stockdumm ist vielleicht der Mensch in keinem Falle, wie in der Unbeschränktheit und Unermeßlichkeit seiner Foderungen, Anmassungen und Wünsche, wenn er einmal weiß oder wähnt, daß gekrönte Haüpter gerne geben, und gerne wohlthun.

Güte des Herzens ist indessen nirgends so anbetungswürdig wie auf Thronen, so jämmerlich man sie auch mißbraucht, und so leicht man sie auch vergisst, wenn sich der königliche Wohlthäter dem Grabe nähert. Friedrichs Grundsätze überwogen freylich zuweilen seine Güte; er ließ aus Gründen die im drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente angezeiget sind, wenigstens nicht immer und oft lange nicht merken wie gut er war. Er verschloß oft viele Jahre in seinem Herzen, die beste Absicht einem Manne von Verdienst zu helfen, ihn zu heben und ihn zu belohnen, und half ihm nicht und hub ihn nicht; aber dann kam er auch unversehens, und that weit mehr als man erwarten konnte und durfte. Er wusste auch gar zu wohl, wie viel mehr oft ein Monarch durch Furcht gewinnt als durch Liebe. Er verlangte die aüsserste Anstrengung, den höchsten Diensteifer: denn er diente selbst dem Staate mit dieser Anstrengung, und mit diesem Eifer. Aber zu tief sah er in die menschliche Natur, um nicht zu wissen daß solche Anstrengungen durch Liebe, auf

die man in keinem Falle bey allen Menschen zählen kann, nicht so hervorgebracht werden, wie durch Furcht die jeder Mensch hat, unter einem solchen Gewaltsauge. Ein längst verstorbener Minister, der ihm viele Jahre gedienet hatte, gestand oft, er habe mit dem Könige unzähliche male über Geschäfte gesprochen, nie habe Er einen ungnädigen oder unhöflichen Blick auf ihn geworfen, und doch habe er jedesmal gedacht, wenn sich Friedrichs Thür vor ihm öfnete: heüte komme ich vielleicht um Ehre, Amt, und alles menschliche Glück.

Viele Jahre hindurch war aber auch Friedrich der Freünd von manchem Menschen der sich seines Todes freüte. Kein Zeitpunct ist in Monarchieen für Menschenbeobachter so merkwürdig wie derjenige, da der Abend der einen Sonne kommt und da der Glanz der andern dem Horizont sich nähert. Leüte aus den höhern Ständen, die dem sterbenden Friedrich alles zu verdanken hatten, sah man in Berlin erblassen, wenn sie nur etwa hörten: Friedrich habe wohl geschlafen; oder wenn sie vollends befürchteten, die Motten möchten in ihre längst gekauften Trauerkleider kommen! — Wie empörte sich, wie glühte meine Seele, da ich solche Wetterhähne sah! Aber ich sah doch auch in Potsdam überzeügende Beweise von der Möglichkeit des edelsten Benehmens in dieser äusserst delicaten Lage. — Wenn in monarchischen Staaten ein Biedermann und ein Mann von Ehre sich der aufgehenden Sonne gefällig machen will;

wenn

wenn er hoffen darf sich Achtung bey einem Thronfolger zu erwerben; o so sey dieß das untrüglichste Mittel: daß er mit allen seinen Kräften und Neigungen, mit aller seiner Redlichkeit und aller seiner Treü, sich dem Monarchen hingebe und aufopfere, der nun einmal noch die Krone trägt! — Aber eben bey solchen Veranlassungen, kommen am allermeisten die Köpfe der Hofleüte in Dissonanz. Die beständige Furcht in dem einen Falle entweder aus dem Sattel geworfen zu werden, oder in dem andern gar nicht in den Sattel zu kommen, macht sie doppelzüngig, und dumm. Adel der Seele, Festigkeit in Denkart und Gesinnungen, ist nicht Hofsitte. Hofluft ist immer ein wenig pestilenzialisch.

Das Hofwesen liebte Friedrich nicht. Er liebte einsichtvolle, thätige, und redliche Menschen. Redlichkeit galt ihm über alles. Den Abgang einer dieser Eigenschaften verzieh er aber doch, wenn die übrigen desto ausnehmender sich zeigten: denn nie wollte Er glauben, wie man aus dem drey und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente weiß: daß ein Mensch in allen Stücken und durchgängig ehrlich seyn könne! — Wenn aber irgend ein Mensch die gute Meinung betrog, die Friedrich übrigens von ihm hatte, so brach auch sein Mißfallen schnell hervor.

Bey unzählichen Vorfällen von der mannigfaltigsten Art, erfuhr man aber doch an Friedrich, die sprechendesten Beweise der höchsten Gelindigkeit und Güte.

Ein frappantes Beyspiel von Gelindigkeit und königlicher Herrschaft über sich selbst gab Er, nachdem er zum erstenmal die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben hatte, die nun in aller Menschen Händen ist. Die ganz vollendete aber noch nicht abgeschriebene Handschrift dieser Geschichte lag auf einem Tische über dem ein Kronleuchter hieng. Durch den Fehler eines Pagen fiel ein Funke von diesem Kronleuchter auf die Handschrift, und brannte sie zu Asche. Der Page warf sich vor dem Könige nieder, um ihm dieses Unglück anzuzeigen. Friedrich antwortete weiter nichts als dieses göttlich grosse Wort: „also „schreibe ich diese Geschichte noch einmal!“

Sulzer hat mir diese Anecdote erzählet, die er wahrscheinlich von dem Marquis d'Argens oder von dem Ritter Mitchel hatte, und Herr von Lucchesini hat mir versichert, diese Anecdote sey wahr. Auch schrieb der König diese Geschichte noch einmal nachdem jenes erste Concept aufbrannte.

Rousseau erhob wegen einer sehr unähnlichen Anecdote, den Marschall von Türenne und seine Herrschaft über sich selbst. Einst lag dieser grosse Franzose, an einem schwülen Sommertage, im Nachtcamisol und in der Mütze, im Fenster seines Vorzimmers. Ein Küchenjunge der eben vorbey gieng, glaubte, dieser halbausgezogene Mensch sey sein College; schlich also hinter Ihm an, und gab Ihm mit der flachen Hand einen grossen Klaps auf den Hintern! Türenne wandte sich mit Heftigkeit um, und sah den Küchenjungen ganz ausser sich,

sich, vor Ihm auf die Knie fallen. Ach Monseigneür, schrie der arme Junge, ich habe geglaubt, Sie seyen Georg der Sudelkoch! Türenne rieb sich den Hintern, und schrie mit der äussersten Gutmüthigkeit: wenn ich auch Georg der Sudelkoch gewesen wäre, so hättest du doch nicht so verteüfelt zuschlagen sollen! — Dieser Zug von Türenne ist schön. Aber Friedrichs Gelassenheit, als er das Schicksal seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges hörte, ist erhaben.

Beyspiele von übermenschlicher Großmuth und Milde, von Unterdrückung des höchsten Unwillens und des schmerzlichsten Verdrusses, gab Friedrich. Gelassen, großmüthig und nachsichtig war er bey unzählichen Vorfällen, wovon viele bekannt sind, aber auch einige begraben in Dunkelheit und Stillschweigen. Seinen Zorn hat er im siebenjährigen Kriege nicht gezeiget, wenn er auch, durch das üble Verhalten einiger seiner Generale, Festungen einbüßte und Schlachten verlohr. Aüßerst kränkend für ihn war der Ueberfall bey Hochkirchen; er ward dem Versehen eines Generals beygemessen, der die am Abend vorher vom Könige erhaltene Befehle nicht befolgte. Mit der grösten Gelindigkeit gab Friedrich dem General dieß zu verstehen; aber der General grämte sich darüber, in kurzer Zeit, zu Tode.

Nicht mit solcher Gelassenheit trug er zwar die erste schreckliche Nachricht, daß eilftausend Mann seiner Truppen bey Maxen das Gewehr niederlegten. Der Generaladjutant der ihm diese

Hiobs-

Hiobspost überbringen sollte, bezeügte dazu keine grosse Lust. Herr von Catt, der Gesellschafter des Königs, übernahm dieses gefährliche Geschäft. Als er in das Zimmer trat, parodirte der König eben einige Verse aus dem Prediger Salomons und seinem Hohenliede. Er sah Catt nicht gleich, und fuhr fort zu schreiben. Als er geendigt hatte, sah er ihn, und nun erzählte Catt den Vorfall. Der König fuhr heftig auf! Er gieng dann seüfzend, eine grosse Viertelstunde, umher in seiner Kammer; bezeügte in einemfort sein Erstaunen; und schien aüsserst darüber betrübet, daß sich seine Truppen nicht lieber hatten in Stücken hauen lassen. „Sie können mir nicht helfen, sagte der „König zu Herrn von Catt, überlassen sie mich „meinen Gedanken. — Schnell muß ich mich „entschliessen, und wenn ich das Unglück nicht er„setzen kann, so will ich doch suchen es zu ver„mindern. Gleich will ich meinen Bruder Hein„rich kommen lassen, und mich mit ihm über diese „seltsame Begebenheit berathschlagen.“ — So viel weiß man aus einem gedruckten Briefe des Herrn von Catt an Herrn de Lavaux (*). — Nun ergriff der König seine Flöte; und der Prinz Heinrich kam, der den König gegen diese Stellung seiner Truppen bey Maxen scharfsinnig gewarnt hatte. Friedrichs erste Sorge war, Niedergeschlagenheit und Kleinmuth bey seiner Armee zu vermei-

(*) Vie de Fréderic. Tom. VI. pag. 382. 383.

vermeiden. Also verließ er gleich mit dem Prinzen Heinrich sein Haus, spazierte mit demselben eine Weile durch die Regimentsgassen unter Scherz und Lachen, und ließ sonach die ganze Armee das Gewehr ergreiffen. Der Feldmarschall Daun war indessen neugierig, wie sich Friedrich nach einer solchen Begebenheit benehme? — Um dieß zu sehen, kam er mit seiner ganzen Avantgarde. Friedrich war in Schlachtordnung; man canonirte sich stark von beyden Seiten. Daun wusste nun was er zu wissen verlangte, und so gieng er mit seiner Avantgarde zurück nach seinem Lager! — Für den gefangenen General von Fink, einen sonst verdienstvollen, tapfern, und thätigen General, dem ebenfalls wie dem Prinzen Heinrich geahndet hatte, was bey Maxen ihm begegnen könnte, hatte dieses grosse Unglück nicht die erwartete höchst üble Folge. Der König empfieng ihn freylich, wie dieß der General von Warnery erzählet, etwas sonderbar. Er ließ ihn zur Tafel einladen, betrachtete ihn in seinem Courzimmer rechts und links, von oben bis unten, ohne ein Wort mit ihm zu reden, gieng dann wieder in sein Cabinet, ließ ihm sagen, er sey aus Versehen zur Tafel eingeladen, und gleich darauf kam er in Arrest und vor das Kriegesrecht. Aber als Fink in dänische Dienste gehen wollte, wünschte ihm der König dazu viel Glück, und ließ ihm sagen, er halte ihn für einen grossen General (*).

Höchst

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. Hannover 1789. VIII. Theil. 61. 62. S.

Höchst gütig begegnete Friedrich dem General von Zastrow. Er commandirte in Schweidnitz, und ließ sich im Jahre 1761 diese Festung, bey Anbruch des Tages, von den Oesterreichern in drey Stunden nehmen. Nach strengem Rechte konnte dieser General für seinen Hals besorgt seyn: denn hätte er nur genug Patrouillen ausgeschicket, so musste nothwendig und durchaus Laudons ganzer Plan auf Schweidnitz fehlschlagen. Zastrow schickte indessen aus seiner Gefangenschaft dem Könige eine weitläuftige Vertheidigung, durch die er beweisen wollte: obgleich alles verlohren sey, so sey ihm dabey doch nicht die allergeringste Schuld beyzumessen. — Der König antwortete an Zastrow: „Also können sie sagen, wie König Franz „nach der Schlacht bey Pavia; alles ist verlohren, „ausgenommen die Ehre (*).“

Friedrich war für eine sehr lange Zeit von einem längst verstorbenen Manne umgeben, der im Kriege ihm mit der grösten Ehre, mit dem grösten Muthe, mit der grösten Besonnenheit in allen Fällen, mit dem grösten Verstande und mit dem glücklichsten Erfolge gedient hatte. Aber in Potsdam ward er ein Hofmann wie es bisweilen in der Welt Hofleute giebt, aus Geitz. Dieß machte den Helden klein. Er verzehrte äusserst viel Geld mit Weibern, und bediente sich der allerniedrigsten Kunstgriffe,

(*) Vous pouvés donc dire comme François I. aprés la bataille de Pavie: tout est perdu hors l'honneur.

griffe, um sich Geld zu erwerben. Man hielt ihn für einen grossen Favoriten des Königs, also für einen äusserst vielvermögenden und gefährlichen Mann; und er ließ sich diese Meinung, von gar vielen Menschen, auf das schändlichste bezahlen. Er spielte höchst schlechte Streiche, brachte höchst unschuldige Leute in grosses Unglück; und einst musste Er, auf Befehl des Königs, dreissig tausend Thaler an unterdrückte Unschuld bezahlen! — Aus Schonung für diesen Mann und seine vermeinte Favoritschaft, gab einst der unglückliche und bedaurenswerthe Großcanzler von Fürst, gar nicht aus üblen Grundsätzen, noch weniger aus bösem Herzen, sondern aus einer rund um Throne und in der grossen Welt so allgemeinen und so tiefgewurzelten Schwäche, ein Urtheil, das lange nachher in des Müller Arnolds Sache, auf den König und den Großcanzler so gewaltig gewirket hat. Alles was der vermeinte Günstling that, seinen ganzen Lebensgang in Potsdam, wusste der König vom Anfang bis zum Ende. Nun kam noch eine grosse Menge anderer ähnlicher Fälle hinzu. So wie nun Friedrich insgemein verfuhr, wenn er glaubte, ein sonst in Ansehen gestandener Mann habe seine Ungnade verdient, so verfuhr er auch mit diesem Manne. Der grosse und gute König, wollte einen Mann der ihm mit so vieler Ehre gedient und den er selbst so sehr geehret hatte, nicht um seine Ehre bringen. Er ergriff also eine äusserst kleine Veranlassung, bey der er diesem Manne sehr derbe Ver-

weise

weise gab, wobey Er aber doch immer weiter nichts erwehnte als diese höchst unbedeütende Kleinigkeit. Der Mann bat nun um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit entfernen zu dürfen; und einige Zeit nach seiner Entfernung, bat er um seinen Abschied, den ihm der König nicht verweigerte.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß ein König oft betrogen werden muß. Aber hart scheinen mir doch folgende Worte des berühmten Herrn Grafen von Mirabeau: „Friedrichs „thörichte Begierde alles selbst zu thun, sagt der „Herr Graf, machte ihn zu einem der betrogen„sten Könige von Eüropa; seine Raserey alle Ge„schäfte seines Königreiches in anderthalb Stun„den zu vollenden, machte jeden seiner Minister „zum unumschränkten Herrn in seinem Departe„ment (*).“

Dem Betruge kann der gröste Mann in gar manchen Fällen, viel weniger entgehen, als ein ganz flacher und geistloser Mensch. Grosse Seelen sind immer gut, und gute Seelen handeln gar zu gerne groß. Wer Freüde am Wohlthun hat, wird also gar oft nur deswegen hintergangen, weil er den Gegenstand seiner Wohlthätigkeit nicht genug prüfet. Kein gekröntes Haupt auf Erden kann also wohl dem Betruge ganz entgehen. Aber höchst wahrscheinlich ward doch Friedrich nicht betrogen

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. I. pag. 119.

trogen wie so viele andere Könige, weil er gar äusserst wenigen Menschen durch und durch traute.

Es ist also doch wohl beynahe ein rasender Gedanke, wenn man behaupten und glauben darf: ein scharfsehender König, der sich alle Dinge und selbst Dinge von der geringsten Erheblichkeit durch Anfragen und Berichte vortragen lässt, werde mehr betrogen als solche Könige, die ihren Ministern alles überlassen. Unsinnig ist es wenigstens, zu glauben und zu behaupten: unter einem solchen Könige werde jeder Minister unumschränkter Herr in seinem Departement! — Friedrich hat mit seinem durchdringenden Auge alle seine Minister controllirt; häufig, wie mir der Herr Minister von der Horst versichert, verwarf er ihre Vorschläge, und unzähliche male gab er ihnen nicht nur derben Unterricht, sondern auch sehr scharfe Verweise. Was kann ein König und ein Mensch mehr thun, um sich vor Hintergehung in Hauptsachen zu hüten? — Der Herr Graf von Mirabeau giebt Friedrich dem Grossen täglich anderthalb Stunden Zeit, zu seinen Regierungsgeschäften. Aber mir hat der Herr Minister von der Horst versichert: der König habe ungefehr diese Zeit mit seinen Cabinetssecretairen verwendet, wenn nicht erhebliche Dinge vorfielen, fast die ganze übrige Tageszeit hingegen sey offen gewesen zu Untersuchung, Lesung von Particularvorstellungen, und allen nur erdenklichen Geschäften.

Gar zu oft beurtheilt der Herr Graf Mirabeau Friedrich den Grossen, nach dem Schnickschnack von seichten Höflingen, Aufklärern, Stallknechten und Küchenbedienten. Volksmährchen ohne Maaß und Zahl ließ er sich in Berlin aufheften; und diese sind nur gar zu oft die Archive, aus denen dieser grosse und gewaltige Schutzgeist der berlinischen Aufklärung sein Licht schöpfet. So sagt er, zum Exempel: „ein Cassirer des Generals von War„tenberg stielt achtzig tausend Thaler. Der Ge„neral berichtet dieß dem Könige, und erwartet „seine Befehle. Friedrich antwortet: er könne und „müsse sich mit dieser Sache nicht abgeben, aber er „sey völlig entschlossen diese Summe nicht zu ver„lieren. Wartenberg versteht dieses Gewäsche; „er versammelt alle Lieferanten, sagt ihnen, sie „müssen sich zur Erstattung dieser achtzig tausend „Thaler vereinigen, oder auf immer ihre Lieferun„gen verlieren. Die Lieferanten fluchen, schreyen, „klagen, und bringen das Geld. Wartenberg „schreibt dem Könige, die achtzig tausend Thaler „seyen in Casse. Friedrich antwortet ihm sehr „strenge; und schliesset seinen Brief mit diesen „Worten: dieß sey das lezte mal daß Er ihm ver„zeihe (*).“

Nicht nur ist diese Geschichte nicht wahr, sondern sie ist nach der preüssischen Verfassung unmöglich.

(*) Histoire secrete de la Cour de Berlin. Tom. II. pag. 129. 130.

lich. Jede preußische Hauptcasse wird alle vierzehn Tage visitirt; und der vorgesetzte Minister, President, oder General, muß dafür haften daß dieses geschehe. Ein Cassirer kann daher nicht mehr Gelder entwenden, als bey der Hauptcasse in vierzehn Tagen eingehen; und nie hatte Wartenbergs Montirungscasse, in einem ganzen Monat, auch nur funfzig tausend Thaler an baarem Gelde einzuheben; mit den Generalbeständen des ganzen Wartenbergischen Departements hatte der Hauptcassirer auch nichts zu thun. An dieser ganzen Geschichte ist weiter nichts, als daß einmal ein Cassirer mit einigen tausend Thaler davon gieng; und diese wurden gleich durch seine Bürgen ersetzet.

Friedrich war zuweilen in Baurechnungen betrogen wie man glaubt, weil er verschiedene Baumeister gebrauchte die nicht einmal unter dem Generaldirectorium standen. Zuverlässig ward er auch in seinem Cabinet betrogen. Die Treulosigkeit des geheimen Cabinetsraths Galster war dem Könige durch den Herrn Minister von der Horst entdecket und bewiesen. Galster ward cassirt und kam nach Spandau. Er hatte da schon eine Zeitlang gesessen, wo er verschiedene Zimmer bewohnte, und täglich auf dem Walle herumgehen konnte, als sein Bruder folgenden schönen und rührenden Brief an den König schrieb: „Ich bin der Bruder des „unglücklichen Galsters, dessen Vergehungen Euer „Majestät mit Recht strafen; dem ich aber fast „mehr zu verdanken habe als meinem Vater! Ich

„stehe im Magdeburgischen als Prediger auf einem „kleinen Dorfe, Altenplaten genannt; und habe „sieben lebende Kinder, bey meiner Einnahme die „nicht hinreicht sie zu unterhalten. In seinem „Wohlstande that dieß mein Bruder reichlich. „Anjetzt hätte ich Gelegenheit mich dankbar zu er„zeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. „Mein Bruder ist alt, arm, krank, und gefan„gen. Schenken mir doch Eüer Majestät diesen „elenden Mann, damit ich ihn könne zu mir neh„men und als Bruder verpflegen.“ — Der König ward durch diesen Brief bewegt, und antwortete dem Predig r Galster: „Ich gebe eüch eüren Bru„der los, so wie ihr mich darum gebeten habt; „und da ihr sagt, daß er arm ist, so habe Ich „ihm eine Pension von fünfhundert Thaler zuge„legt. Er soll aber bey eüch und in eürem Bezirke „bleiben, weder an mich schreiben noch auswär„tige Correspondenz führen. Handelt er hierwi„der, so kommt er auf Lebenslang nach Span„dau.“

Fast unglaubliche Dinge geschahen auch zuweilen von Officieren aus der Armee des Königs. Hieher gehöret die Geschichte des preüssischen Ingenieürmajors la Villette, eines Franzosen von Geburt, dessen noch sehr viel weiter reichenden Complot ich aus allen nöthigen Originalien und Actenstücken kenne. Dieser Major verpflichtete sich gegen das französische Ministerium die Plane aller preüssischen Festungen nach Versailles zu schicken. Man bezahlte ihm zweyhundert und funfzig

zig neue Louisd'or für den Plan von Magdeburg, und verhältnißmässig weniger für die Plane der übrigen Festungen. Da es aber diesem Verräther nicht möglich war so viele Plane einzuschicken als man haben wollte, behalf er sich mit seiner Imagination, berichtete was man gerne hörte, und verschönerte die Wahrheit mit Lügen. Er erfand also für den französischen Hof, Plane von preussischen Festungen, die nie existirt haben; umgab die elendesten kleinen Städte, die er nannte und die kaum Mauren hatten, mit den prächtigsten Fortificationen; und für jeden dieser Plane erhielt er funfzig neue Louisd'or. Diese ganze Verrätherey ward auf eine mir bekannte Art entdecket, und der talentvolle la Villette ward nicht etwa in der Stille gehenkt, sondern nur ganz leise weggejagt.

Schrecklich ist die Geschichte des in Spandau enthaupteten Färber, die aber Herr Denina so erzählet (*), daß man derselben hier noch einiges beyfügen kann. Färber, Sohn eines Bürgermeisters in Dantzig, preussischer Hofrath und vormals Agent in Dantzig, lebte nun wieder in Berlin, machte da viele gute und geschwätzige Bekanntschaften, von denen er alles erfuhr was bey Hofe vorgieng. Er lebte von einer Histoire secrete de la Cour de Berlin, die er auswärtigen Höfen für Geld mittheilte. Je mehr scandalöse Anecdoten er von dem König in Preussen erzählte, desto reichli-

 cher

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 126. 127. 128.

cher hoffte er, werde man ihn belohnen (*). Endlich da dieß alles seiner Habsucht nicht hinreichte, verfiel dieser talentvolle Mann auf einen höchst thörichten und infamen Gedanken. Er wollte Vergiftungen des ganzen königlich preüssischen Hauses an Höfe vorschlagen, die solche Schandthaten mit der höchsten Indignation verworfen hätten, und gestand auch dieß in den Proceßacten, die aber Friedrich nicht öffentlich bekannt werden ließ. Färber ward durch einen völligen Criminalproceß gerichtet, und zu einer noch härtern Todesstrafe verurtheilt; aber der König milderte diese Todesstrafe. Was Er sodann gegen Färbers nachgelassene Witwe, und besonders gegen ihre einzige Tochter that, kann ich als einen rührenden Beweis von Friedrichs Großmuth und Menschenliebe hier nicht verschweigen. Friedrich ließ dieses unmündige Kind anständig erziehen, und erklärte sich zu dessen Obervormund. Durch richtige Berechnung und Ersparung eines kleinen Vermögens, ward diesem Kinde ein Brautschatz gesammelt, der sich über sechszehn tausend Thaler belief; und da sie sich in der Folge an einen jungen Beamten, auf des Königs Anrathen, verheürathete, gab der König diesem Beamten eine ansehnliche Pachtung.

Ein Franzose, oder auch vielleicht nur in einer erzfranzösischen Hülle versteckter Deütscher, hat irgendwo

(*) Plus il disoit de mal du Roi de Prusse, plus il espéroit d'être recompensé sagt Herr Denina ebendaselbst. pag. 127.

irgendwo gesagt: wenn Friedrichs Interesse verletzet ist, dann strafet er nicht, er rächet sich (*). Dieß ist die allerschändlichste Verlaümdung. Nie ward Friedrichs Interesse mehr verletzet, nie ward demselben ein grösserer Schaden zugefüget, wie durch einen Mann den ich schon genannt habe; und Friedrich vergab ihm.

Alle diese Züge von Friedrichs Sanftheit, Güte und Gelindigkeit, verdienen auf die späteste Nachwelt zu kommen. Ohne Liebe für Ihn kann man sie nicht erzählen, kann man sie nicht lesen. Indessen hat man doch gesagt: „dieser höfliche „und sogar furchtsame König, dieser grosse Reve„renzenmacher, konnte ohne alles Bedenken, an „seiner Tafel seinem Witze, Opfer abschlachten. „Er fragte Damen, wie sich ihre unehlichen Kin„der befinden; er sprach mit Prinzen, die nie ei„nen Flintenschuß sahen, von ihren Siegen. Es „ist doch niederträchtig, Menschen auf eine solche „drückende Art zu beschämen, die weder antworten „können noch sollen (**).“

(*) Fréderic le grand. pag. 11.

(**) Ce Roi poli, timide même, grand faiseur de révérences, ne se fit aucun scrupule d'immoler à sa table des victimes. Il a demandé à des femmes des nouvelles de leurs batards, a parlé de leurs victoires à des Princes qui n'avoient jamais vû tirer un coup de fusil. Il y a une espèce de lacheté à accabler ceux qui ne peuvent ni ne doivent répondre. *Fréderic le grand.* pag. 188. 189.

Ein unpartheyischer Geschichtschreiber muß gestehen, Friedrich sey an seiner Tafel, in seinen Scherzen, oft hart gewesen und beleidigend. Diese Stunden betrachtete er wie Saturnalien, wo jeder frey sagen konnte was er wollte, und wo Er es selbst niemals übel nahm, wenn der von ihm angegriffene Theil sich aufs beste vertheidigte. Aber daß er gegen Damen beleidigend gewesen seyn soll, widerleget sich schon dadurch, daß, zumal nach dem siebenjährigen Kriege, niemals Damen an der Tafel des Königs zugegen waren, wenn er nicht mit der Königinn, oder einigen Prinzessinnen seines Hauses speisete. Dieß geschah in Berlin gewöhnlich alle Sonntage. Bey kleinen Abendmahlzeiten waren die Gemahlinnen des Prinzen Heinrich und des Prinzen Ferdinand, und die Prinzessinn Amalia, insgemein zugegen; und in allen diesen Fällen herrschte immer der anständigste, feinste und edelste Ton an der Tafel des Königs, wie mir häufig von gegenwärtig gewesenen Herren und Damen erzählet ist. Und Friedrich, der nie mit Anmassung von seinen eigenen Siegen und Feldzügen sprach; der äusserst selten Kriegsvorfälle erwehnte, als bloß mit seinen eigenen Generalen und Officieren, oder bloß mit fremden Militairpersonen von hohem und glänzendem Geiste, wie der Graf von Güibert und der Fürst von Ligne: ein solcher grosser Mann soll an seiner Tafel, mit Prinzen die nie kein Pulver rochen, von ihren Siegen gesprochen haben? — Nur ein Franzose oder Deutscher von der niedrigsten Art, wie der mir

unbe-

unbekannte Verfasser ist, den ich jezt vor mir habe, kann sich erdreisten solche Lügen auszukramen, ist unverschämt genug gar noch hinzuzusetzen: Friedrich der Grosse sey im Umgange furchtsam gewesen! — Vermuthlich fand dieser windige Schriftsteller in Friedrichs Gesprächen, wenn ja Friedrich jemals mit einem solchen Menschen gesprochen hat, nicht die Arroganz die so mancher elender Franzose unter seinem Gewaltsauge sich erlaubte.

Solche Franzosen glaubten wie mancher deütscher und schweitzerischer Schulmeister, man könne sich Friedrich dem Grossen auf keine andere Weise nähern als durch witzige Einfälle! — Aber solche Vorstellungen beweisen nichts als den gänzlichsten Mangel von Welterfahrung und Menschenvernunft, nichts als die Stockdummheit witzigseynwollender Gecke, denen Friedrich auf den ersten Blick die Thüre gewiesen hätte. Schaale Köpfe, die die Unverschämtheit hatten mit Plattitüden oder Wortspielen sich diesem grossen Manne zu nähern, fertigte Er derbe ab, oder er kehrte ihnen auch ohne Antwort den Rücken.

Friedrich ward in seinen lezten Lebensjahren insonderheit und am allermeisten von jungen Franzosen mit Plattitüden verfolget, eben darum weil sie nicht mehr Vernunft hatten als jene Schulmeister. Allen Glauben überstieg oft, wie mir Hert von Lucchesini versichert hat, die Vermessenheit dieser jungen Franzosen. Einen Abend erzählte der König an Lucchesini: „Heüte ward mir ein fran„zösischer Officier presentirt. Ich fragte: de

 „quel

„quel régiment étes-vous? Er antwortete: Sire, „du régiment de Roussillon autrement nommé „Trousse-cotillon!! — Votre serviteur, er„wiederte Ich, gieng hinaus, und ließ den Nar„ren stehen.“

Seiner Würde vergab Friedrich nichts, auch nicht einmal in Sachen von Etikette. Zwey Kammerherrn des Pabstes, baten bey ihm durch den General von Lentulus um eine Audienz. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Aber Lentulus hatte entweder den König mißverstanden, oder er wollte höflicher seyn als der König, und setzte also hinzu: der König wolle, daß man die Kammerherren des Pabstes in seiner Equipage abhohle. Königliche Equipage hatte nun freylich mancher Fremder in Potsdam; aber diese Equipage bestand in einer Kutsche aus dem königlichen Stall, die etwas schlechter war als eine gewöhnliche Miethkutsche, und aus zwey königlichen Pferden, mit denen man leicht ausserhalb Potsdam im Sande stecken blieb. Doch auch nicht in einer solchen Equipage, sondern in gar keiner, sollten nach der Meinung des Königs die Kammerherren des Pabstes abgehohlet werden. Zum Unglücke verstand aber der Bediente des Königs den General von Lentulus eben so unrecht als Lentulus den König. Man nahm also einen der prächtigsten königlichen Leibwagen, bespannte ihn mit sechs stolzen Pferden, hohlte so die Kammerherren des Pabstes ab, und fuhr, in diesem Staate vor das Schloß zu Potsdam! Der König war eben am Fenster, und sah die zwey

Italiener

Italiener triumphirend ankommen. Wer ist das, fragte der König? Es sind die zwey Kammerherren des Pabstes. Der König ärgerte sich entsetzlich über diesen dummen Streich, und befahl, den Augenblick solle man den Wagen wegfahren lassen, statt dessen einen gemeinen Miethwagen mit zwey Pferden hohlen, und diesen den zwey Kammerherren des Pabstes vor das Schloß hinstellen. Beym Weggehen von der Audienz des Königs, waren die zwey Kammerherren des Pabstes wie versteinert, als sie statt der prächtigen Leibkutsche des Königs, da einen klaterigten Miethwagen sahen! Sie erkundigten sich nach dieser ihnen unerklärbaren Begebenheit, bey einem Bedienten des Königs? Dieser sagte ihnen: es sey eine alte Etikette am preussischen Hofe, daß Kammerherren des Pabstes, in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren werden, und in einem Fiacre wieder zurück.

Nicht leicht konnte der König bey Tafel einen witzigen Einfall verhalten, und seine Erzählungen würzte er da sehr oft mit comischer Kraft und comischem Salze. Einst kam er in Gegenwart des Freyherrn von Edelsheim, der sein Gesandter in Paris, Wien und Hannover gewesen ist und der mir diese Geschichte erzählet hat, bey Tafel, auf die grosse Liebe, die vormals die medicinische Zunft, zum äussersten Nachtheil ihrer Kranken, für die eingeschlossene Luft in Krankenstuben hatte; aber ich dürfte fürwahr, diese Geschichte hier nicht erzählen, wenn sie sich nicht lateinisch endigte!

„Kaiser

„Kaiser Leopold, sagte der König, hatte ein star„kes Fieber; und weil man in jenen Zeiten für Fie„berkranke nichts so gefährlich hielt wie Luft, ward „sein Zimmer hermetisch verschlossen, und jedem „Lichtstrahl der Zugang versperrt. Nun kam, an „einem sonst sehr schönen Morgen, der kaiserliche „Leibarzt, auf dessen dumme Verordnung dieß „alles geschah. Lange konnte er des Kaisers Bett „nicht finden. Endlich gelangs. Aber nun war „der Herr Leibarzt in grosser Noth, wie und wo „er, den Arm des Kaisers finden solle, um den „Puls zu fühlen. Er betastete sehr bedächtlich, „die Bettdecke, das Bett, und den Kaiser: mit „dem sichs jetzt nicht sprechen ließ, denn er war „ein sehr gravitätischer Mann. Endlich gelang „auch dieß; und der Herr Leibarzt glaubte: nun „habe er den Arm des Kaisers! — Er zählte also, „höchst aufmerksam, und mit zusammengekniffenem „Gesichte, die Pulse. Aber der Kaiser, über die„sen unverschämten Mißgriff erstaunt, brachte mit „der höchsten Würde, den dummen Leibarzt aus „seinem Irthum, indem Er pathetisch, bedächtlich „und langsam, zu diesem Esculap sagte: hoc est „membrum nostrum imperiale sacro - caesa„reum!“

Herr Schöning, vormals Friedrichs erster Kammerdiener und nun geheimer Kriegesrath in Berlin, versichert mir in den Anmerkungen womit er meine erste Schrift über Friedrich den Grossen beehret hat: er habe den König diese Mähre von Kaiser Leopold, mehr als einmal bey Tafel erzäh-

len

len gehöret. Bloß darum bin ich so frey dieselbe hier auch wieder zu erzählen.

Froh und heiter war der König fast gewöhnlich bey der Tafel, wenigstens so lange er noch gut verdaute. Alle seine Sorgen schien er da zu vergessen; alles belustigte ihn, und Er selbst war auch höchst unterhaltend. Indessen widerfuhr doch auch zuweilen, daß alle Generale an seiner Tafel einschliefen, weil er gerne da lange sitzen blieb. Friedrich der Etikette und Zwang von seiner Tafel verbannte, nahm dieß im geringsten nicht übel. Einer seiner Minister und Tischgenossen hat mir erzählet, daß einst der Generallieutenant von der Infanterie, Herr von Bülow, bey der Tafel eingeschlafen war, und auf einmal, als wenn er commandirte, mörderlich schrie: marsch, marsch, vorwärts! — „Das ist ein braver Mann, sagte „der König: denn auch im Schlafe denkt er an „seinen Beruf.“

Gelinde nahm dennoch Friedrich jede mehr und weniger gute Antwort auf, so wahr es auch übrigens ist, daß er sich bey Tafel zumal, manchen beleidigenden Scherz erlaubte, und nicht immer erwog, daß manches eben dadurch schmerzet, weil es ein König sagt. Aber freylich vergolt man Ihm dann auch zuweilen Sarcasmen mit Sarcasmen.

Eine Windmühle, die ihm sehr mißfiel, stand dichte über der Orangerie zu Sanssouci. Er ließ darum dem Besitzer sagen, er verspreche ihm ein

sehr

sehr beträchtliches Geschenk an Gelde, und an einem andern Orte drey sehr schöne Windmühlen, wenn es ihm beliebe dem König diese Windmühle abzustehen. Trotzig und naiv erwiederte der Windmüller: meine Windmühle hat mich und meine Kinder schon lange ernähret, und ich habe auch da eine schöne Aussicht; also will ich auf meiner Windmühle leben und sterben! — Mit dieser Antwort begnügte sich der König, und der Müller behielt seine Mühle.

Einige Zeit nachher gieng er, mit einem seiner Günstlinge, im Garten zu Sanssouci spaziren, sah nach dieser Windmühle und sagte: „mich ärgert daß dieser Kerl mir seine scheüßliche Windmühle nicht hat abstehen wollen?“ — Der Günstling wusste, in welchem Uebermaß der König Vergoldungen liebte, und erdreistete sich zu antworten: lassen Eüer Majestät diese Windmühle vergülden. — Friedrich antwortete nichts auf diese Impertinenz.

Herzlich lachte er aber, als er einst einem seiner Baumeister (einem Holländer) sagte, Herr, er ist ein Esel; und dieser Esel ihm erwiederte: das muß ich seyn, um alles zu tragen was mir Eüer Majestät aufladen.

Herr de la Touche, französischer Gesandter in Berlin, mochte wissen, daß diese schöne Stadt in ihrem grossen Umfange auch Wiesen und Felder enthielt. Darum erwiederte er dem Könige, als dieser ihm sagte: „wenn ich die Plane von Paris

„mit

„mit den Planen von Berlin vergleiche, so deücht „mir, Berlin könnte wohl so groß seyn als Pa„ris?" Ja, Sire, aber man erndtet nicht in Paris (*).

Ein vortreflicher Staatsminister Friedrichs, war der Freyherr von Münchhausen, sein Minister im geistlichen Departement. Noch freüe ich mich, daß ich das Glück hatte diesen seltenen Mann zu kennen, und oft in Berlin in seinem Hause zu sehen. Er besaß eine ausserordentliche Gelehrsamkeit, und einen durchdringenden Scharfsinn; er war ein Mann von bewährter Rechtschaffenheit, und von grosser Kraft des Charakters, die zumal gegen den König oft Widerstehungskraft ward. Aber Münchhausen blieb doch Minister bis an seinen Tod. Mündlich hatte er zwar wenig Gelegenheit mit dem König zu sprechen, denn er sah ihn, wie manchen andern seiner Minister wenig; aber schriftlich sprach er desto mehr, und desto dreister mit dem Könige. Friedrich hielt Münchhausen für einen Mann von unbiegsamer Liebe zur Gerechtigkeit (**). Seine Vorstellungen thaten fast jedesmal unfehlbare Wirkung. Hatte der König Zweifel über die Gerechtigkeit einer Sache, so musste in allen Fällen wo er mit völliger reiner Wahrheit die gerechteste Entscheidung verlangte, alle-

(*) Oui Sire, mais on n'y fait pas la moisson.

(**) Er sagte oft, c'est un homme d'une justice inflexible.

allemal Münchhausen die Sache untersuchen. Gleichwohl glaubte er doch einst, Münchhausen verschiebe, aus Hang zum Pietismus, die Vergebung der Abtey Klosterbergen bey Magdeburg. Höchst unbillig war dieser Verdacht: denn Münchhausen war ein Mann von aufgeklärter Frömmigkeit, und kein Schwärmer. Dessen ungeachtet äusserte ihm einmal der König bey Tafel seinen Verdacht, und quälte diese männliche Seele lange und mannigfaltig mit Spottreden. Münchhausen beantwortete alle diese Spottreden, schnell, kurz, und trocken. Endlich sagte der König: Herr von Münchhausen, sie sind wohl ein Herrnhuter? — Nein, Ihr Majestät, erwiederte der äusserst beleidigte und aufgebrachte Minister; aber ich bin ein Cavalier? — Vielleicht war diese Antwort, die Münchhausen seinem Freünde dem Herrn Sulzer erzählet hat und Sulzer mir, die keckste Antwort die Friedrich jemals erhielt.

Keck waren insonderheit auch alle Antworten eines ganz andern Mannes, des Obersten Quintus, von dem ich im sechsten Capitel dieser Fragmente vieles erzähle. Einst scherzte der König, bey Tafel, etwas hart über die Freybataillone, und sagte gerade heraus: sie bestehen aus lauter Dieben! — Quintus verlangte, der König möchte ein Exempel anführen das ihn angehe? — Der König fragte: „ist denn nicht in Hubertsburg treflich gestohlen?“ — Ja, sagte Quintus, aber ich stahl da doch nur für denjenigen der mir dazu seinen gnädigen

digen Auftrag gab, und kaum gewonn ich dabey meine Gebühren (*).

Eben so gut, und feiner, antwortete gewöhnlich der Abt Bastiani. Hieher gehöret eine bekannte aber ihrer nicht bekannten Folgen wegen höchst merkwürdige Anecdote. Einst hatte Friedrich diesen guten Mann bey Tafel in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, mit seinem Pabstthum wirklich übermässig gequälet. Am Ende fragte er ihn noch: „Bastiani, ich setze sie „wären Pabst, und der kleine Marquis von Bran„denburg näherte sich ihrem Throne, um ihren „Pantoffel zu küssen — wie würden sie mich als„dann empfangen?“ — Bastiani antwortete dem Könige: ehrerbietig würde ich aufstehen, Eurer königlichen Majestät entgegen gehen, und diese demüthige Bitte thun. Allmächtiger Adler! decke mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem Schnabel (**).

Diese unvergleichliche Antwort wirkte vortreflich; von diesem Augenblicke an, neckte der König den guten Bastiani nicht mehr, und begegnete ihm an seiner Tafel höchst freundlich. Aber ich muß unzähliche Dinge dieser Art übergehen, weil der Stoff

(*) Oui Sire, mais je n'ay volé que pour les interets de mon gracieux Commettant, et à peine en ay-je retiré mes droits de commission.

(**) Aigle tout puissant! Couvres moi de tes ailes, mais epargnes moi tes coups de bec.

Stoff zu dieser Geschichte zu reich ist, wenn ich auch alles zur Seite lasse, was man in Büchern liest.

Keinen Schaden thaten freylich dem Könige diese Sarcasmen, die er seinen Gesellschaftern, seinen Officieren, seinen Ministern, und überhaupt, allen seinen Unterthanen anbot. Aber die Sarcasmen auf die Kaiserinn Maria Theresia, auf die Kaiserinn Elisabeth von Rußland, auf die Madame de Pompadour, auf den Cardinal von Bernis und selbst auf den Grafen von Brühl, hatten schreckliche Folgen! Den Cardinal von Bernis hatte er übrigens bloß seiner Verse wegen ein wenig verlachet; aber Dichterrache ist auch wüthiger als Ministerrache.

Ueberaus sonderbar und höchst merkwürdig in der Geschichte Friedrichs, ist die Geschichte seines für alle Könige in Europa höchst beleidigenden Briefes an den König von Sardinien. Dieser König war damals alt und abergläubisch, und hatte schon lange die Lust zum Kriege nicht mehr, durch die er sich in bessern Jahren so vielen Ruhm erwarb. Was nie keine Satyre gewirket hat, wirkte dieser Brief auf den König von Spanien.

Friedrich hatte wahre Hochachtung für den alten König von Sardinien. Dieß bezeugte er ihm in diesem Briefe, worinn er sich über die Begebenheiten der Zeit lustig machte, mit einigen Ausnahmen sehr viel Böses von den damaligen Weltbeherrschern sagte, und endlich sogar in diese Worte ausbrach: „Hätte ich nicht die Ehre gehabt

„der

„der Zeitgenosse Euer Majestät zu seyn — so würde „ich mich noch in der andern Welt schämen, daß „ich in unsern Zeiten König war.“

Dieß war nun freylich ein Ausguß der bittersten Laune. Aber dem König von Sardinien ward es unmöglich, etwas für ihn so schmeichelhaftes zu verbergen. Man streute also in Turin aus: der König in Preussen habe an den König von Sardinien einen Brief geschrieben, der über politische Gesinnungen und Dinge besondere Aufschlüsse gebe, und zumal für die Bourbonischen Höfe sehr interessant sey! — Augenblicklich waren die Herren vom Corps diplomatique hinterher, um sich Abschriften dieses Briefes zu verschaffen. Leicht erhielten sie diese Abschriften; und augenblicklich flogen auch diese Abschriften nach Versailles und Madrid.

Ludewig der Funfzehnte verlachte den Brief, und sagte: „Ich habe nie den Ehrgeitz gehabt, ein „grosser König zu seyn (*)!“

König Carl der Dritte von Spanien nahm hingegen diesen Brief bitterlich übel, und auf eine für Ihn höchst ehrenvolle Art. Er berief alle seine Räthe zusammen, und fragte sie: „Hat denn auch „eigentlich dieser König in Preussen, durch so grosse „und in andern Ländern so ganz unnachahmliche „Dinge, den Ruhm des grösten Königs in „Europa sich erworben, und so, daß kein an-

 „derer

(*) Je n'ay jamais eu l'ambition d'être un grand Roi, moi!

„derer König hoffen darf es ihm nachmachen zu „können?“

Die Dons antworteten: der König in Preußsen hat den Ackerbau befördert; hat grosse Fabriken angelegt; hat Canäle zur Schiffart und Abtrocknung ganzer Gegenden in seinem Lande gezogen; hat die Armee und den Kriegesdienst auf den besten Fuß gesetzet; und die Justitz und Gesezgebung in Ordnung zu bringen gesucht.

Nun regte sich der Geist der Nachahmung bey Carl dem Dritten. Er machte augenblicklich, für alle Ecken von Spanien, die besten Verordnungen zur Verbesserung des Ackerbaues, und zur Vermehrung der Population. Die Arbeit in der Sierra Morena ward verdoppelt. Eine gewaltige Catun und Leinwands Druckerey ward in Barcelona angelegt; und diese war in der That, für die Beschaffenheit des Landes und die Bedürfnisse der Einwohner von der grösten Erheblichkeit. Der grosse und in ganz Eüropa berühmte Canal von Murcia ward angefangen, und diese Arbeit dauert noch immer fort. Zur bessern Regulirung der Landmacht und der Seetruppen, ward mit dem grösten Eifer überall gearbeitet; zumal nahm der König von Spanien den grösten Bedacht auf die Einrichtung einer treflichen Flotte, denn darinn hoffte Er gewiß den König in Preüssen, der keine Flotte hat, zu überflügeln. Endlich ward auch eine Junta ernannt, zur Verbesserung der Gerichtsordnung und der Gesetze.

Ein

Ein vornehmer und grosser Mann, der mir im vorigen Winter diese Geschichte im Haag erzählte, und mir erlaubte davon Gebrauch zu machen, mit dem Bedinge daß ich Ihn nicht nenne, setzte noch diese merkwürdigen Worte hinzu: „eine „Medaille sollte man über diese Begebenheit aus „Friedrichs Leben schlagen, mit der Ueberschrift: „ridendo stimulat Reges."

26. Cap.

Ueber seine Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden und Schmähschriften. Ueber seinen Hang groß und gut zu handeln, und dann doch alle Menschen glauben zu lassen, Er handle schlecht.

Friedrich war gewiß nicht gleichgültig über das, was einst die Nachwelt von ihm sagen werde; dieß kann und darf auch kein König seyn, der auf seine Ehre und auf die Wohlfart seines Reiches nur einigen Werth setzet. Aber unaussprechlich gleichgültig war Friedrich über Urtheile, Schmähschriften, und Nachreden ihm übelwollender und dabey von seiner Denkart und von seinen Gesinnungen gar nicht unterrichteter Leute.

Nirgends gieng die Freyheit und die Frechheit von Friedrich dem Grossen übel zu reden, weiter

als in Potsdam. Männer die lange in Potsdam lebten, und beständig mit dem Könige umgiengen, haben mir versichert, es sey ein Zeitvertreib für die daselbst eingeschlossenen jungen Officiere gewesen, übel von dem Könige zu reden; und dieß habe Er auch vollkommen gut gewusst, habe aber dennoch keinem wegen solcher Rederey ihm bekannten Officier, jemals den allergeringsten Unwillen geäussert. Ein einziges mal ließ Friedrich denjenigen bedeüten, die das Maul gegen Ihn doch ein wenig gar zu voll nahmen: „Vollkommen sey Er „von den Thorheiten unterrichtet, die unwissende „und übel urtheilende Leüte ihrer Art von Ihm „ausstreüen. Er verbiete ihnen diesen Zeitvertreib „nicht. Nur sollen sie denselben in Caffeehaüsern, „Wirthshaüsern und andern öffentlichen Orten „unterlassen: sonst möchte Er genötiget seyn, bloß „wegen des Wohlstandes und der Policey dieß zu „ahnden. Uebrigens erlaube Er, in Privatge„sellschaften jedem Officier die Ausgüsse seines „Witzes.“

Als ich das Glück hatte im Jahre 1771 in Berlin zu seyn, sagte ich sehr oft: so viel Böses habe ich doch niemals und nirgends gegen Friedrich den Grossen sagen gehöret, wie in Berlin! — Aber es war mir dabey auch rührend und erfreülich, Zeüge zu seyn von solcher Freymüthigkeit, und wahrlich oft von seltenem Muthe. Tausendmal mehr Freyheit fand ich in Berlin als in der Schweitz und zumal in Bern. Alle Menschen von jedem

Stande

Stande konnten sagen was ihnen beliebte, und keinem ward dafür ein Haar gekrümmt.

Man findet aber auch in Friedrichs Werken die tiefsten Gesinnungen seines Herzens über diejenigen die durch Schmähungen das Publicum aufklären wollen. Er hält den Neid für die ewige Quelle aller satyrischen Schriften. Die Elenden die bloß zur Befriedigung ihrer Bosheit den guten Namen eines andern anschwärzen, grobe Betrügereyen erfinden, links und rechts verlaümden, und dann mit lautem Geschrey ihre Lügen verbreiten: vergleicht er mit Hunden die den Mond anbellen. Er sagt, diese beissigen Kerle seyen gewöhnlich nichts als erbärmliche Schurken, die keine andern Talente haben, als eine unglückliche Fertigkeit im Schreiben. Sie überlassen sich dem traurigen Hange, diejenigen die ihnen von Ungefehr auf ihren Wegen begegnen, wie tolle Hunde anzufallen. Ihre Imagination müsse ihrer Unwissenheit aushelfen: denn gewöhnlich kennen sie diejenigen nicht, die sie beschimpfen wollen. Es sey leicht Könige zu verlaümden; man dürfe nur ihre Fehler und Schwächen vergrössern, den üblen Nachreden ihrer Feinde nachhelfen, oder auch nur alte Schmähschriften durchblättern, und dieß dann auf gegenwärtige Personen und Zeiten anwenden. Da lese man: Könige und Fürsten belohnen nie das Verdienst, zumal bey solchen Menschen die überzeügt sind, daß sie sehr viel Verdienst haben. Da lese man: Könige und Fürsten seyen geitzig, weil sie die Gierigkeit und die Habsucht nicht mit Verschwendung be-

 friedigen.

friedigen. Ihre Schwachheiten nenne man darum Verbrechen. Aber es sey das Schicksal jeder Schmähschrift, daß man sie heüte liest, und dann vergißt. Satyrische Scribbler sollten auch einmal sich selbst abmahlen, sollten die Verzweifelung ausdrücken, die ihnen der Wohlstand der Grossen verursacht, ihren Haß gegen Verdienste und Talente deren Glanz sie zermalmt. Sie sollten der Welt zeigen was sie thäten wenn sie Könige wären, und wie sie die Regierungskunst verstehen. Die Zeit sey nicht mehr, da man mit Satyren sein Glück machte, da Könige und Fürsten Aretins Stillschweigen erkauften. Unterdrückte witzige Einfälle werden nicht mehr bezahlt: denn unsere neüen Aretine logire man auf Unkosten beleidigter Könige und Fürsten, und insonderheit verbiete man ihnen den Gebrauch ihrer Verdienste und Talente. Enthusiasten gebe es aber auch, die alles versuchen, damit man ihnen die Ehre erzeige sie zu verfolgen. Um sich selbst zu ermuntern, um ihre eigene Schande zu verheelen, bereden sie sich selbst: sie arbeiten für Aufklärung und Menschenglück; sie reformiren und verbessern alles, und halten Könige und Fürsten durch ihre furchtbaren Urtheile im Zaum! — — — Sie schmeicheln sich man werde ihre Stiche fühlen; aber entweder wisse der Mächtige nichts von diesem gelehrten Rabengeschrey, oder wenn er es wisse, so lasse er auch wohl solche Vögel dafür bestrafen (*).

So

(*) *Discours sur les Satiriques*, in den Oeuvres de Frédéric II, publiées du vivant de l'Auteur. Tom. II. pag. 211 — 221.

So dachte und so schrieb Friedrich der Grosse, über die Vögel die anjetzt so haüfig in Berlin herumfliegen; oder die auch nur auf einige Zeit da verweilen, und dann anderwärts die Eyer von sich geben, womit man sie in Berlin befruchtet. Diese Gedanken des königlichen Schriftstellers stehen hier am rechten Orte, weil sie beweisen, was in diesem Capitel zu beweisen ist. Friedrichs Gleichgültigkeit gegen üble Urtheile, boshafte Nachreden, und Schmähschriften, verdienet aber auch sehr durch Thatsachen erlaütert und durch practische Exempel beleget zu werden: denn von dieser Gleichgültigkeit haben wohl deütsche Weltleüte, aber blutwenige deütsche Gelehrte, Begrif und Gefühl.

Ein bekannter, geschickter und vor kurzem verstorbener preüssischer General, schrieb gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, eine Critik über Friedrichs Feldzüge. Diese Critik war nicht gemässigt, und oft bitter. Die österreichischen Husaren erbeüteten die Bagage dieses Generals; aber preüssische Husaren nahmen ihnen, zwey Tage nachher, diese Wagen wieder ab. Alle darauf befindlichen Kuffer waren von allen übrigen Bagagestücken ausgeleeret; nur fanden sich noch darinn viele Regimentspapiere, Schriften, und auch diese Critik über den König, deren Verfasser damals Oberster war, und noch kein Regiment hatte. Alles sandte man dem Könige ins Hauptquartier. Den König interessirte diese Critik. Er las sie durch, machte am Rande verschiedene Bemerkungen mit eigener Hand, erklärte darinn Umstände

die der Verfasser nicht wissen konnte, gab ihm in einigen Fällen recht wo er Recht hatte, in andern aber war die Widerlegung nicht gelinder als die Critik. Bey einer Stelle schrieb der König: „hier urtheilt der Verfasser, so dumm wie ein „Pott (*)!“ — Als Friedrich mit dieser Arbeit fertig war, schickte er dem Herrn Obersten sein Manuscript, mit folgendem sehr kurzen Briefe: „Die Husaren haben die Bagagewagen den Oester„reichern wieder abgenommen, worauf man Pa„piere fand, die Euch zu gehören scheinen, und die „ich Euch hiermit überschicke.“ — Man kann denken, wie dem Herrn Obersten dabey zu Muthe war, und welche Aussichten er sich für seine künftige Beförderung machte! — Kurz nach dem Kriege gab ihm der König, noch etwas eher als ihn die Reihe getroffen hätte, ein Regiment. Er ward General; und weil ihn Friedrich für einen geschickten und fleissigen Officier hielt, gab er ihm auch die Stelle eines Inspecteurs von der Armee.

Mir sagte ein höchst berühmter und durch seine grossen Einsichten und seinen Geist eben so sehr als durch seine Thaten grosser preussischer General: „Friedrichs Charakter habe ich im siebenjährigen „Kriege gegen seine ganze Armee vertheidigt. Alle „waren gegen Ihn. Sie tadelten alles was er „that; und erkannten sie auch bisweilen die Grösse „seines Geistes, so laugneten sie doch immer jeden „Zug von seiner Herzensgüte. Wir hatten im

„sieben-

(*) Ici l'auteur juge comme une cruche.

„siebenjährigen Kriege eine ordentliche Opposition „in der preüssischen Armee. Von allem was der „König that, ließ sie nichts gelten, sie billigte „nichts. Diese Opposition führte unter sich von „einer Armee zur andern, Correspondenz. Frie„drich wusste dieß. Zuweilen ließ er die Briefe „auffangen, und scherzte dann über diese Briefe. „Er nannte auch laut die Haüpter dieser Opposi„tion; aber nie anders als mit Schonung. Mir „hat darum einst der englische Gesandte, Herr „Mitchel gesagt: Ihre Armee ist eine Armee von „Jacobiten; aber sie schlagen sich wie Teüfel für „einen König, den sie unaufhörlich tadeln (*).“

Von dieser Opposition, dachte ich, ist gewiß auch mein Landsmann, der sonst so scharfsinnige und brave preüssische General Major von Warnery gewesen: da man in seinen Schriften eine Anecdote findet, die Friedrich den Grossen und seine verwundeten Soldaten betrift, wobey jedem Menschen die Haut schaudern und das Herz bluten muß, wenn er glaubt was er liest. Warnery sagt, in seiner Geschichte des Feldzuges von 1760: „der gröste „Theil der Verwundeten (bey Torgau) kam vor „Kälte um; dieß ist ihr gewöhnliches Schicksal „bey den Preüssen, wo die Lazarethe so schlecht be„sorgt und mit solcher fauler Luft angefüllt waren, „daß jeder Soldat der hereingebracht wurde, sich

„schon

(*) Votre armée est une armée de Jacobites; mais vous vous battés comme des Diables pour un Roi que vous ne cessés de critiquer.

„schon für todt achtete. Man darf sich nicht wun„dern, daß man nach einem so grausamen Kriege „doch so wenig verstümmelte Menschen in den „Staaten des Königs in Preussen sieht: denn ich „weiß es aus sichern Nachrichten, daß die Aufseher „und Wundärzte in den Lazarethen Befehl hatten „alle diejenigen sterben zu lassen, die so verwundet „waren, daß sie nach ihrer Genesung nicht wieder „dienen konnten; und dieß geschah, um die Kosten „für ihre Unterhaltung zu ersparen (*).“

Etwas abscheulicheres ist vielleicht gegen Friedrich den Grossen nie gesagt und nie geschrieben, wenn ich etwa einige hundert oder tausend ähnliche Urtheile eines einzigen aber stockdummen Schriftstellers ausnehme, der, zum Exempel, sagt: „In „Friedrichs Physiognomie verkündigte jeder einzele „Zug, Menschenhaß. Mord saß auf der Stirne. „Eigennutz, Neid, Mißbehagen und üble Laune, „herrschten um die Nase. Tod und Verderben „blitzte aus dem wilden funkelnden Auge; und sein „Lächeln war das Hohngelächter der Hölle über „einen gefallenen Heiligen (**).“

Erwiesen

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Theil. 141. S.

(**) Lexicon aller Anstössigkeiten und Prahlereyen, welche in denen zu Berlin in funfzehn Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen. Wien 1789. S. 161.

Erwiesen ist indessen durch die unzweifelhaften Zeügnisse des Herrn Geheimenraths Baldinger, der unter Friedrichs Fahnen als Feldarzt und Menschenfreünd im siebenjährigen Kriege sich schon grossen Ruhm erworben hat; des Herrn Generalchirurgus Theden, der als ein höchst verehrungswürdiger Biedermann unzählichen Menschen bekannt ist; und durch das Zeügniß eines sehr rechtschaffenen Mannes, des Herrn Regimentschirurgus Horn zu Breslau: daß der König diesen abscheülichen Befehl niemals gegeben hat. — Herr Theden sagt: „Ich habe nun ins zwey und funfzigste Jahr meist unter diesem verewigten Könige „gedient, und weiß, daß kein Schatten der Wahr„heit in der Behauptung des Generals von War„nery ist. Ich weiß, wie grosse Summen Frie„drich mit Freüden hergab, um seine Kranken und „Blessirten gut besorgt zu sehen. Wahr ist es, daß „die Anstalten nicht allemal die besten, besonders „gleich nach Schlachten waren; dafür aber konnte „der König nicht. Die Hauptsache war, daß ein „Lazarethreglement fehlte, welches nunmehr der „menschenfreündliche König Friedrich Wilhelm ver„anstaltet hat, und wofür alle in dem holländi„schen Kriege Blessirte und Kranke Seiner Majestät „noch danken (*).“

Eines göttingischen Professors schaale Epigrammen auf Friedrich den Grossen blieben Ihm eben

(*) Anekdoten von König Friedrich II. Herausgegeben von Friedrich Nicolai. III. Heft. 336. S.

eben so unbekannt, als die übrigen aus Gottscheds Schleim gebildeten Witzigkeiten dieses Professors. Pasquillantische Schriften und Briefe erhielt er sonst haüfig, und belachte sie mit ungeheüchelter Verachtung. Eben war die französische Regie eingerichtet, als durch die Post ein Brief an ihn kam, der so anfieng: Est-ce bien Vous, Sire, ou est-ce Turcoret qui regne? — Mit Lachen zeigte Friedrich diesen Spottbrief dem französischen Regisseür Herrn de Launay, und sagte: „Dieser „Mensch scheint sehr aufgebracht. Aber er ken„net weder mein Land noch die Gründe zu mei„nen neüen Verordnungen. Hüten sie sich jedoch, „daß sie keinen Anlaß zu gegründeten Klagen geben. „Sie kennen meine Absichten, die gar nicht dahin „gehen meine Acciseeinnahme zu vermehren, son„dern bloß die Fabriken und den Erwerbfleiß mei„nes Volkes zu begünstigen (*).“ — Einige Zeit nachher, bey Gelegenheit eines Beylagers in Potsdam, ließ der König die bekannte Comedie Turcoret aufführen. Unter den Zuschauern waren alle französische Regisseürs.

Die

(*) Cet homme paroit bien faché. Mais il ne connoit ni la localité, ni les raisons qui ont fait donner les nouvelles ordonnances. Gardés-vous, Monsieur, de donner lieu à des plaintes fondées. Vous sçavés mes intentions, qui ne tendent point à augmenter la recette des accises, mais à favoriser les fabriques et l'industrie nationale.

Die pasquillantischen Briefe über die Theilung von Polen und die angebliche Unterredung zwischen den drey theilenden Mächten erhielt Friedrich mit der Post. Er selbst hat dieß lachend an seiner Tafel erzählet, wie ich von einem Herrn weiß, der an seiner Tafel saß. Er sprach auch mit seiner Abendgesellschaft, lachend über diese Pasquillen. Aber als einer seiner Kammerherren an seiner Tafel sagte, dieß alles sey schön, wahr und treffend geschrieben; versetzte der König: „ist es an „Ihnen, Herr Graf, mir dieß zu sagen (*)?" — Etwas kalt ward auch der Herr Graf, ein sonst äusserst witziger und caustischer Kopf, in der Folge behandelt; der König ließ ihn fast gar nicht mehr an seine Tafel einladen, und bald nachher erhielt er, auf sein Verlangen, seinen Abschied.

La Beaumelle erlaubte sich bey seinem Streite mit Voltaire, alle Mittel, um diesem Gegner zu schaden. Er verfälschte, wie man schon aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, die Pucelle d'Orleans, und schob in dieselbe eine dort erwehnte Stelle, die alles enthielt, was nur irgend nach seiner Meinung beleidigendes gegen den König gesagt werden konnte, alles was fähig war den König gegen Voltaire in den höchsten Zorn zu bringen, und ihn dann auch jählings zu stürzen. La Beaumelle schickte sein Manuscript von dieser schändlich verfälschten Edition, als wenn sie von Voltaire

(*) Est-ce à Vous, Monsieur le Comte, de me dire cela?

Voltaire käme, an den Hofbuchdrucker und Buchhändler Bourdeaux in Berlin. Bourdeaux war ein bekannter Biedermann, und der König war ihm sehr gewogen. Vermuthlich glaubte also la Beaumelle, daß Bourdeaux das Manuscript dem Könige zeigen, und daß der König den Druck alsdann verbieten werde: denn dieß war ihm sehr gleichgültig, weil seine einzige Absicht dahin gieng Voltaire zu stürzen. Bourdeaux gieng auch wirklich zum Könige mit seinem Manuscript, und sagte: ob er gleich sehr weit entfernet sey solche Abscheulichkeiten drucken zu wollen, so habe er doch dieß dem Könige anzeigen müssen. Hätte er dieses Buch gedruckt, so hätte er wenigstens dadurch zehntausend Thaler gewonnen; und gewiß müsse sich der Gewinn jedes Buchhändlers, der den Verlag dieses Buches übernehmen werde so hoch belaufen. Der König las das Manuscript, und sagte zu Bourdeaux, er könne es immerhin abdrucken; welches dann auch geschah: obschon Herr Nicolai unter seiner in solchen Dingen wirklich grossen Autorität versichert, es sey nie eine Satyre wider den König in Berlin oder in Potsdam gedruckt worden.

Ganz gemeine Pasquillanten würdigte Friedrich einer eben so geringen Aufmerksamkeit als witzigseynwollende und doch eben so scurrilische Epigrammenschreiber und Bolzenschützen. Alle Menschen in Potsdam wissen, daß er wenige Jahre vor seinem Tode einst aus seinem Fenster in Potsdam einen grossen Haufen Volks sah, die alle gierig an

das Schloß hinauf gafften. Was wollen diese Leüte, fragte er einen seiner Kammerlackeyen? — Dieser meldete dem Könige, es sey ein Pasquill gegen Seine Majestät am Schlosse so hoch angeklebet, daß man es kaum von unten lesen könne. Der König antwortete: „man soll das Pasquill „herunternehmen, und sofort wieder unten an der „Ecke des Schlosses ankleben, damit sich die Leüte „das Genick nicht verdrehen, und den Kopf im „Hinaufsehen nicht so weit zurücklegen müssen."

Ganz Eüropa kennet die Memoires pour servir à la vie de Monsieur de Voltaire, ecrits par lui-même, die im Jahre 1784 herauskamen. Vermuthlich hatte man unter den Papieren des Herrn von Voltaire etwas gefunden, das er in der Zeit seiner nahen Abreise von Potsdam, oder bald nachher mochte zusammengetragen haben, um sich nach dem Streite mit Maupertüis wegen seiner Ausstossung aus Potsdam zu rächen. Das ganze ist aber doch eine Rapsodie von verdrehten Geschichten, verstellten Wahrheiten, groben Erdichtungen, und wirklichen Absurditäten. Es ist unmöglich daß ein so grosser Kopf wie Voltaire war und für alle Zeiten seyn wird, dieß alles so geschrieben habe. Am wenigsten kann dasjenige von ihm seyn, was die Zeiten des siebenjährigen Krieges, und die Zeiten nach diesem Kriege betrift. Denn wer weiß nicht, daß damals Voltaire auf das vollkommenste mit dem Könige ausgesöhnet war, daß er von demselben wirkliche Gnadenbezeügungen erhielt, und von Friedrich nie mehr

anders als mit Bewunderung sprach, und mit der grösten Ehrfurcht.

Dieses Pasquill war dem Könige bekannt. Der Herr Minister von der Horst, der um diese Zeit aus Frankreich nach Potsdam kam, erzählte dem Könige, Ludewig der Sechszehnte habe dasselbe confiſciren und aufs schärfste verbieten lassen. Er fügte aber hinzu: ob er gleich die Verachtung kenne, die der König für solche niedrige Dinge habe, so sey er doch erstaunt gewesen als er gesehen, daß man dieses Pasquill in französischer Sprache und in einer deütschen Uebersetzung, öffentlich in Berlin verkaufe, welches doch wegen des gemeinen Mannes unterbleiben sollte. Der König antwortete dem Herrn von der Horst: „Nein, man muß dieser Thorheit „ihren Lauf lassen. Sie wird doch wenigstens „zur Belustigung der Landprediger dienen, die „mir nicht hold sind (*).“ — Auch soll wirklich diese Muthmassung des Königs der Erfolg bestätigt haben.

Ein anderes Pasquill auf den König, les matinées du Roi de Prusse. gieng auch in Berlin herum, und ward ebenfalls dort verkauft. Mit unerhörtem Stumpfsinn hält zwar ein österreichischer Aufklärer (**) den König für den Verfasser dieses

(*) Non, il faut laisser courir cette sottise. Du moins elle servira d'amusement aux Curés campagnards, qui ne m'aiment point.

(**) Der scurrilische Verfasser des **Lexicons aller Anstössigkeiten und Prahlereyen** etc.

dieses Pasquills auf sich selbst. Auch wird diese Scharteke häufig als eine von dem Könige selbst verfertigte Originalschrift von diesem Dummkopf angeführet: denn es steht in diesen pasquillantischen matinées, der König habe alle darinn enthaltene Lehren dem Kronprinzen ertheilet; und dieß glaubt der arme Tropf in Wien!

Keine Verbesserungen soll der Kronprinz machen die Geld kosten, lässt zum Exempel der Verfasser der matinées den König sagen. — Er lässt auch den König es sich als einen Fehler zurechnen, daß er durch den eingeführten Codex Fridericianus eine Justitzverbesserung gemacht, die ihm jährlich bey dem Stempelpapier einen Verlust von zweyhundert tausend Thaler zugezogen. Aber der ganze Ertrag des Stempelpapiers, that damals nicht mehr als siebenzig tausend Thaler, also wäre es schwer gewesen zweyhundert tausend Thaler von siebenzig tausend zu verlieren. Dieses Pasquill war das Werk eines französischen Sehers, der auf seinen Reisen die Geheimnisse der preussischen Regierung durchschauet zu haben glaubte, und nun den künftigen König in Preussen belehren wollte, wie er regieren müsse.

Hieher gehöret auch noch eine ganz besondere Begebenheit, die bewiesen werden kann, wenn man Beweis verlanget? — Der Baron von *** zu Düsseldorf, nachher churpfälzischer geheimer Cabinetssecretair, schrieb an einen preussischen Minister: „Er habe Gelegenheit eine sehr gehässige

 „Schrift

„Schrift gegen den König zu unterdrücken. Aber „der Verfasser fodere zweytausend neue Louisd'or, „um das Manuscript unter eidlicher Versicherung „abzuliefern, daß er keine Abschrift davon behalten „habe." — Der Minister antwortete auf der Stelle dem pfälzischen Baron in Düsseldorf: „Nicht einen Groschen würde der König für diese „Schrift und alle Schriften dieser Art geben. „Aber sehr leicht könne dem Herrn Verfasser die „Erlaubniß verschaffet werden, diese Schrift in „den preussischen Staaten drucken und verkaufen zu „lassen: wenn er übrigens ein guter Mensch sey; „und, wie der Herr Baron sage, bloß durch Un„glücksfälle gezwungen worden durch solche „Schriften sein Brodt zu suchen."

Friedrichs Verachtung scurrilischer Urtheile, boshafter Nachreden und Schmähschriften, verstehet sich von selbst, nicht nur etwa bey einem solchen Charakter sondern bey jedem gemeinvernünftigen Manne, und bedurfte also nicht so vieler Beweise. Aber sehr sonderbar und gewiß in einem ausnehmend hohen Grade edel, war Friedrichs Gewohnheit groß und gut zu handeln, und dann doch alle Welt glauben zu lassen, Er handle schlecht. Wenige Menschen werden diesen Charakterzug verstehen, denn für den grossen Haufen ist er zu sublim. Nur bey äusserst festen und in sich selbst gewurzelten Menschen finden sich solche Gesinnungen und Gefühle; aber eben darum betrachtet man sie auch mit desto grösserer Wollust, auf Thronen und in Hütten.

Berüh-

Berühmen wollte sich Friedrich niemals und in keinem einzigen Falle seiner Wohlthaten und seiner guten Handlungen: denn so oft er konnte, verbarg er dieselben sorgfältig. Niemals konnte der Herr Minister von der Horst, nach öfterm und wiederhohltem Bitten, von dem Könige ein genaues Verzeichniß von den Summen erhalten, die Er unaufhörlich zum Besten seiner Länder verschenkte. Bey weitem nicht alles hat der Herr Minister von Herzberg hierüber bekannt machen können: weil er selbst nur öffentlich bekannte Materialien hat sammeln müssen, da er ebenfalls keine von dem Könige erhielt. Fest und groß hatte Friedrich in sich selbst beschlossen, niemand von allen seinen Thaten Rechnung abzulegen. War Er überzeüget recht gehandelt zu haben, so mochte nun die ganze Welt von Ihm glauben was ihr gefiel.

Vornehme Officiere fielen oft plötzlich und dem Scheine nach höchst unverdient, etwa wegen eines kleinen Fehlers bey den Revüen und Manoeüvern in Ungnade, und wurden auch wohl auf der Stelle verabschiedet. Nur Zeitgenossen können wissen, welches Achselzücken, welcher unbescheidene Lerm, hierüber jedes Jahr, nicht nur in den preüssischen Staaten sondern in allen benachbarten Ländern, zumal unter Officieren entstand; und wie fürchterlich man dann gegen den lange zum voraus abgeurthelten, auch immer und ewig in allen Dingen verurtheilten König in Preüssen declamirte! — Es verstehet sich von selbst, wie weh es manchem stillen Menschenbeobachter that, jedes Jahr diese

Declamationen zu hören; und wie groß und glücklich sich dann auch auf der andern Seite diejenigen fühlten, die abermal an dem grossen Friedrich einen kleinen Fehler entdecket zu haben glaubten, dieß, verstehet sich auch von selbst!! — Aber diejenigen welche den innern Grund von Friedrichs Handlungen und den Urtheilen seiner kleinen Richter kannten, zückten dann, wahrscheinlich, über solche Urtheile und Declamationen auch die Achseln.

Nicht ohne Befremdung las ich in der Schrift eines ehrwürdigen Greises: „Friedrich habe seiner „Academie in Berlin eine Lobrede des Generals „von Still vorlesen lassen, und Er habe ihn ge„wissermassen durch folgende bey einer Revüe aus„gesprochene Worte getödtet: Es ist nicht genug „daß man studire, man muß auch sein Regiment „in Ordnung halten (*).“ — Der ehrwürdige Greis setzet hinzu: der General von Still war ein Christ; und dieß habe ihn den Sarcasmen des Königs ausgesetzet welche er hätte verachten sollen.

Mir deücht, der General von Still hätte immer ein Christ seyn und doch sein Regiment in Ordnung halten können. Der König schätzte diesen General sehr, wegen seines Charakters, und wegen seiner Gelehrsamkeit. Sein Regiment hat er indessen aufs aüsserste vernachlässigt: denn als der König nachher dieses Regiment dem General von Schönaich gab, musste er einen der geschicktesten Officiere von der Cavallerie, den Obersten von Croseck,

(*) Souvenirs d'un citoyen. Tom. II. pag. 267.

Croseck, noch als Commandeür dabey setzen, und doch giengen ein paar Jahre hin, eh das Regiment den andern gleich werden konnte. Ward also der König gegen den General von Still ungehalten, und gab er ihm, wegen der Fehler die sein Regiment bey einer Revüe machte, einen Verweiß: so bedarf dieß wahrlich keiner Entschuldigung.

Eine Gnade erzeigte Friedrich bisweilen, wenn er bey einer geringfügigen Veranlassung, einen Officier von der ganzen Armee hart anfuhr, oder gar verabschiedete. Wegen voriger Vergehungen hatte Friedrich, in solchen Fällen, Ursache zu einer härtern Strafe; und hätte er diese Ursache angegeben, so hätten alle Menschen, seine ganze Armee, und sein ganzes Volk gesagt, Er habe recht. Hundert Fälle dieser Art könnte man erzählen, da zum Exempel ein Regimentschef, dem Scheine nach, wegen eines geringen Fehlers im Exerciren, oder auch aus unbekannter Ursache, verabschiedet ward: im Grunde aber deswegen, weil er die Fourage den Pferden entzogen hatte, worauf bey der preüssischen Armee die härteste Strafe steht. Solche Gründe wollte aber Friedrich gegen seine Officiere nicht anführen, weil sie allzusehr dadurch wären entehret worden. Er wollte lieber daß alle Welt glaube, die Officiere haben recht, und er habe unrecht.

Doch dieß alles wäre nichts, oder gewiß nur ein kleines Blatt im Kranze so wohl verdienter Unsterblichkeit; wenn man wüßte, was diese

grosse Seele, aus andern Neigungen ganz zugedecket hat. Friedrich ließ sich zuweilen sehr grosses Unrecht beymessen, das Er gewiß nicht hatte, und verschwieg vor den Augen der Welt das Innere der Sache, und seine Rechtfertigung.

Verschiedene Stellen seiner nachgelassenen und in Berlin gedruckten Werke, die wohl ihrem Herausgeber, dem Herrn Abt Denina entschlüpfet sind; und die dieser höchst scharfsinnige Italiener höchst vermuthlich gar nicht gelesen hat bevor sie unter die Presse kamen, veranlassen wenigstens bedenkliche Fragen, die ich nicht machen will: und Friedrich der Grosse bestimmte die Stücke, welche solche Stellen enthalten, gewiß auch nicht zum Drucke.

Ende des zweiten Bandes.

Namen-

Namenregister.

A.

Alphonsus der Weise, König von Neapel Seite 118. 119.
Anhalt Bernburg (Fürst von) ≈ 69.
Aretin ≈ ≈ 184.
Argens (Marquis d') ≈ 122. 154.
Arnold (Müller) 82. 83. 84. 85. 86. 89. 95. 96. 159.

B.

Baldinger, Professor in Marburg ≈ 189.
Bareúth (Marggräfinn von) ≈ 135.
Bary (Madame dû) ≈ ≈ 101.
Bastiani (Abt) ≈ 76. 77. 177.
Beaumelle (la) ≈ ≈ 191. 192.
Bech, cassirter Advocat, und guter Freúnd der Müllerinn Arnold ≈ ≈ 83. 85. 88.
Bernhard, Seidenfabrikant in Berlin 21.
Bernis (Cardinal von) ≈ 178.
Blumenthal (Graf von) preússischer Staatsminister 98.
Bossúet ≈ ≈ 135.
Bourdeaux, Buchdrucker und Buchhändler in Berlin 192.
Braunschweig (Philippine Charlotte, verwitwete Herzoginn von) ≈ ≈ ≈ 140.
Brenkenhof (geheimer Finanzrath von) 99.

Brindeaux de la Roche, Gesindemäkler in Paris, und Aufklärer in Berlin ; Seite 44. 45.
Brühl (Graf von) Minister in Dresden 178.
Buchholz (Kriegsrath) ; 62.
Bülow (Generallieutenant von) ; 173.
Büsching, Oberconsistorialrath in Berlin 4. 7. 22. 24. 25. 26. 61. 62. 63. 109. 110. 111. 114.

C.

Camas (Gräfinn von) Oberhofmeisterinn der Königinn Mutter ; ; 147.
Candy (von) Thorschreiber in Paris, und erster Regisseur in Berlin ; ; 42. 43. 44. 45.
Carmer (Großcanzler von) 91. 92. 93. 94. 95. 121.
Cat (von) Vorleser des Königs ; 135. 156.
Catt (Lieutenant von) ; 142. 143. 145.
Colbert ; ; 50.
Croseck (Oberste von) ; ; 199.

D.

Daun (Feldmarschall) ; 68. 69. 157.
David (König) ; ; 117.
Denina (Abt) Academist und geheimer Legationsrath in Berlin 22. 24. 27. 28. 47. 51. 104. 105. 106. 114. 136. 139. 165. 166. 200.
Derschau (von) preussischer Staatsminister 99.
Domhard (Oberpräsident) in Preussen ; 75.

E.

Edelsheim (Freyherr von) preussischer Gesandter in Hannover ; ; ; 171.

Eichel (Cabinetsrath) Seite 104. 105. 106. 110. 111.
Ephraim, preußischer Münzlieferant 66. 67.

F.

Färber (Hofrath) preußischer Agent in Dantzig 165. 166.
Fink (General von) = 157.
Finkenstein (Graf von) Präsident in Cüstrin 89.
Flechier = = 135.
Formey, Secretair der Academie der Wissenschaften in Berlin = = = 198.
Frankreich (Franz der Erste, König von) 158.
Frankreich (Ludewig der Eilfte, König von). 27.
Frankreich (Ludewig der Funfzehnte, König von) 101. 179.
Frankreich (Ludewig der Sechszehnte, König von) 194.
Franz (Kaiser) der Erste = 65.
Friedel, Kammergerichtsrath in Berlin 86. 87. 89.
Fürst (Großcanzler von) 86. 87. 89. 92. 95. 159.

G.

Galster (Cabinetsrath) 112. 113. 163. 164.
Galster, Prediger im Magdeburgischen 164.
Germain (Graf von Saint) der Quacksalber 113. 114.
Gersdorf (Landrath von) = 83. 90.
Girard und Michelet, Seidenfabrikanten in Berlin 21.
Görne (von) preußischer Staatsminister 54. 55. 113.
Götz (General von) = = 123. 124.

Gottsched : : Seite 190.
Graun, Kammergerichtsrath in Berlin 86. 87. 89.
Guibert (Graf von) 56. 57. 149. 150. 168.

H.

Harlem (von) : : 2.
Helvetius : : 37. 38. 39.
Herzberg (Graf von) preussischer Staatsminister 15. 17. 80. 100. 101. 121. 149. 197.
Hessen Philippsthal (Prinz von) : 124.
Heuking (Oberste von) : 85. 88.
Horn, Regimentschirurgus in Breslau 189.
Horst (Freyherr von der) preussischer Staatsminister 1. 2. 3. 4. 15. 59. 98. 99. 102. 117. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 137. 138. 140. 161. 163. 194. 197.

J.

Itzig, preussischer Münzlieferant : 66.

K.

Kleist (von) erster Landesdeputirter und Domdechant in Brandenburg : : 111. 112.
Köppen (Geheimerrath) : 62. 63.

L.

Laudon (Feldmarschall) : : 158.
Lavaux (de) französischer Sprachlehrer und Biograph Friedrichs des Grossen : 45. 135. 156.

Launay (de la Haye de) Regisseur in Berlin Seite 20. 41. 42. 45. 48. 149. 190.
Lentulus (Robert Scipio, Freyherr von) Generallieutenant von der preussischen Cavallerie, und sonach Landvogt in der Schweitz , , 21. 170.
Leopold (Kaiser) , , 172.
Lestewitz (General von) , 123.
Ligne (Fürst von) kaiserlicher General 168.
Lossow (General von) , , 125.
Lucchesini (Marquis von) , 154. 169.

M.

Maintenon (Frau von) , , 74.
Maria Theresia (Kaiserinn) , 67. 178.
Mascaron , , 135.
Maupertuis , , 75. 193.
Meiners, Professor in Göttingen , 82.
Michaelis, preussischer Staatsminister 106. 107.
Mirabeau (Graf von) 7. 9. 10. 11. 13. 14. 15. 17. 18. 19. 20. 22. 23. 25. 26. 27. 34. 35. 36. 41. 42. 48. 51. 60. 61. 75. 80. 81. 111. 112. 114. 142. 143. 144. 148. 149. 160. 161. 162.
Mitchel (Ritter Andreas) englischer Gesandter bey Friedrich , , 154. 187.
Mosel (Generalmaior von) , 82.
Moses Isaac, preussischer Münzlieferant 66.
Moses Mendelssohn , 21. 148.
Münchhausen (Freyherr von) preussischer Staatsminister 175. 176.
Münchow (Kammerpräsident von) 145. 146.

Münchow (Graf von) Minister in Schlesien Seite 246.
Münchow (Graf von) Oberster und Generaladjutant 146.

N.

Necker . . . 82.
Nero . . 27.
Nicolai (Friedrich) Buchhändler und Gelehrter in Berlin 189. 192.
Noel, Küchenmeister Friedrichs des Grossen 45.
Normandes (Ritter von) spanischer Gesandter in Petersburg . . . 141.

P.

Panin (Graf von) . . 139.
Pequigny (Herzog von) . 81.
Petri . . . 2.
Podewils (Graf von) preussischer Staatsminister 105.
Polen (August der Dritte, König in) 69.
Pompadour (Frau von) . 101. 178.
Porporino (Castrat) in Berlin . 111.
Preussen (Friedrich Wilhelm der Erste, König von) 143. 147.
Preussen (Friedrich Wilhelm der Zweite, König von) 189.
Preussen (Prinz Heinrich von) 134. 135. 156. 157.
Preussen (Gemahlinn des Prinzen Heinrichs von) 168.
Preussen (Gemahlinn des Prinzen Ferdinands von) 168.

Preussen (Prinzessinn Amalia von) Seite 168.
Prittwitz (von) Generallieutenant von der Cavallerie 123.

Q.

Quintus (Oberste) : : 37. 176. 177.

R.

Ransleben, Kammergerichtsrath in Berlin 86. 87. 89. 90.
Raynal (Abbe') : : 97.
Rebeür (von) Kammerpräsident in Berlin 93. 94.
Reder (Graf von) : : 58.
Rousseau (Johann Jacob) : 154.
Rußland (Kaiserinn Elisabeth von) : 178.
Rußland (Kaiserinn Catharina die Zweite von) 75.
Ryß (Moses) Sammtfabrikant in Berlin 21.

S.

Sardinien (Carl Emanuel der Dritte, König von) 178. 179.
Schafgotsch (Graf von) Bischof von Breslau 112. 114.
Schlaberndorf (Minister von) in Schlesien 124. 125.
Schönaich (General von) : 198. 199.
Schöning, geheimer Kriegsrath in Berlin 172.
Schulenburg Kennert (Graf von) preussischer Staatsminister : : 98.

Schwartz (Gebrüder) Fabrikanten in Magdeburg Seite 138.
Seidlitz (General von) = = 128.
Spanien (Carl der Dritte, König von) 178. 179. 180. 181.
Spittler, Professor in Göttingen 15. 17. 18. 82.
Splittgerber = 29. 30. 31. 32. 33. 34.
Stelter (Cabinetsrath) = 108.
Stelter (Frau Cabinetsräthinn) = 106. 108.
Still (General von) = = 198.
Sulzer, Academist und Professor bey der Ritteracademie in Berlin = = 154. 176.

T.

Theden, Generalchirurgus bey der preussischen Armee 189.
Touche (Ritter de la) französischer Generallieutenant und Gesandter in Berlin = 174. 175.
Troussel (Frau du) gebohrne von Schwerin 111. 112. 113. 114.
Troussel (du) Major bey der Artillerie 112. 113.
Türenne (Marschall von) = 154. 155.

V.

Villette (la) preussischer Ingenieurmajor 164. 165.

W.

Warnery (General Major von) 127. 128. 157. 187. 188.

Wartenberg (General von) . . Seite 162. 163.
Werder (von) preussischer Staatsminister 98.

Y.

Young (Doctor) . . 135.

Z.

Zastrow (General von) . 158.
Zedlitz (Freyherr von) preussischer Staatsminister 88. 89.
Zöllner, Prediger in Berlin . 57.

Verbesserungen.

S. 12. Z. 10. Lies: Leute, statt Leuten.

S. 27. Z. 31. Lies: hätte, statt hatte.

S. 45. Z. 2. Lies: band, statt bürdete.

S. 51. Z. 21. Lies: Einlaufen, statt Einkaufe.

S. 67. Z. 23. Lies: dieses, statt diese.

S. 109. Z. 1. Lies: Liebenwaldische, statt Liebenswaldische.

S. 122. Z. 10. Lies: und am längsten, statt und den er am längsten.

S. 139. Z. 20. Lies: und der Bekanntmachung eines Gedichts entsagte, statt die Bekanntmachung eines Gedichts unterließ.

S. 156. Z. 2, 6, 15 und 23. Lies: Cat, statt Catt.

S. 182. Z. 7. Lies: Rednerey, statt Rederey.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg,

Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters

Bd.: Zweiter Band

Leipzig 1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.43#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426673-6
VD18 90045505